Biogr. 361 i

Erhardt

F
<36613886340014
<36613886340014
Bayer. Staatsbibliothek

Volkmar war keine Person; es sind Jugenderinnerungen des Verfassers, Prof. Erhardt, selbst. s. den beigehefteten Brief.

Biogr.
Vitae singul.

[illegible]
(wol nicht [illegible])

III

Volkmars

Bekenntnisse

und

Lebensgeschichte.

Aus
dessen Papieren gezogen
und herausgegeben
von

Simon Erhardt,
Professor zu Nürnberg.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag,
1817.

34 C

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Herausgeber an den Leser!

Einen Jugendfreund hatt' ich, den ich sehr liebte. Wir waren an Einem Tage, in Einem Jahr geboren, und Nachbars Kinder. In unserm 18ten Jahre trennten wir uns. Viele Jahre hernach trafen wir wieder, wiewohl nur auf kurze Zeit, in Leipzig zusammen. Die Freude des Wiedersehens war groß, aber von kurzer Dauer. Er gieng nach Süden, ich nach Norden. Vor einem Jahre machte ich eine Reise nach Schwaben; es war mir nicht zu weit aus dem Wege, meinen Freund in Bach am Donauufer, wo er seit Kurzem Pfarrer geworden war, zu besuchen. Ich fand ihn auf dem Krankenbett ohne Hoffnung der Genesung. Mein Besuch erfreute, erheiterte ihn; ich blieb 8 Tage in seinem Hause. Wir sprachen Vieles. Bei meinem Abschied von ihm, den ich nicht mehr sehen werde, machte er mich zum Erben seines handschriftlichen Nachlasses, mit der Erlaubniß, davon bekannt zu machen, was mir gut dünken würde, was Andern zur Lehre, zur War-

nung, zum Trost dienen könnte. Ich nahm die Papiere und gieng weinend. Als ich 2 Monate später wieder dieselbe Straße zog, war er gestorben und begraben.

Hier, lieber Leser, erhälst du, was mir der Bekanntmachung nicht unwerth schien. Du kannst, wärst du ohne Sünde, keinen Stein mehr auf ihn werfen, der todt ist. Aber kommst du einmal nach Bach, und gehst an seinem Grabe vorüber, neben das seine dankbare Gemeine einen Nußbaum gepflanzt hat, so weih' ihm eine Thräne des Andenkens, und ehre die Aufrichtigkeit, mit der er von sich spricht, und gehe mit dem Bekenntniß von dannen: wahrlich! dieser ist mehr als Cajus und Titius gewesen.

Sollte das erste Buch dich freundlich ansprechen, so fände ich in meinen Papieren wohl noch Stoff zu einem zweiten, das des Verfassers fernere Schiksale, so wie Reflexionen über sein Universitäts- und Amtsleben enthielte.

Gehab dich wohl!

Erstes Buch.

Glaube — Liebe — Hoffnung.

1.

Kindheit, erste Eindrücke.

Mein Vater war ein abgedankter preussischer Soldat, der einige Feldzüge des siebenjährigen Kriegs mitgemacht hatte, darauf sich und die Seinigen kümmerlich von der Arbeit seiner Hände nährte, mit Aufopferung aller eigenen Bequemlichkeit Tag und Nacht unermüdet arbeitete, und dabei herzinnig sich freute, wenn es ihm gelang, mir und meinen Geschwistern ein neues Kleidungsstück zu schaffen, oder ein anderes dringendes Bedürfnis zu befriedigen. Einst wanderte er an einem Weihnachtsabend im fürchterlichsten Schneegestöber in ein benachbartes Städtchen, um seine wohlhabenden Verwandten zu besuchen, die in diesen Tagen der Freude uns gewöhnlich zu beschen-

ken pflegten. Unterwegs kam er von der ganz beschneiten Strasse ab, und fiel in einen Graben, aus dem er sich nicht mehr herauszuarbeiten vermochte, da Schnee und Wind ihm die Augen blendeten und die Hände lähmten. Ein Landmann, der auf einem Schlitten vorbei fuhr, zog ihn halb todt aus der Windwehe, nahm ihn mit sich in sein Haus, labte und pflegte ihn, und schickte ihn nach zwei Tagen seinen Kindern wieder zu.

Meine Mutter, ein verständiges und frommes Weib, nahm sich meiner Erziehung besonders thätig an. Den ersten Unterricht im Buchstabiren erhielt ich von ihr, und sobald ich vernehmliche Worte stammeln konnte, lehrte sie mich Bibelsprüche und Liederverse, und bildete so das Gedächtnis und den religiösen Sinn zugleich. Meine Eltern schickten mich im zartesten Alter in eine deutsche Schule; oft trug mich mein Vater bei schlechter Witterung auf dem Arme dahin. Zu Hause wurde ich angehalten, jeden Tag ein Kapitel in der Bibel laut zu lesen, das

meine Mutter mir nach ihrer Art erklärte. Diese Gewohnheit wurde fortgesezt, als ich schon die lateinische Schule besuchte, und ich verdanke ihr noch jezt die vertraute Bekanntschaft mit dem Inhalt der Bibel, die Wirkung mancher kräftigen Bibelstelle auf mein Herz und einen oft unerwarteten Trost in bangen Augenblicken, wenn kalte Theorie fruchtlos ist. Es versteht sich, daß ich die Bibel in der lutherischen Verdeutschung las, denn damals hatte noch kein Gelehrter dieses altehrwürdige Buch modernisirt; und vielleicht rührt mein Widerwille gegen die neumodischen Übersetzungen, in denen ich unmöglich eine heilige Schrift erkennen kann, von jenen alten Jugendeindrücken her. Wie dem auch sei, — ich bekenne, daß ich Luthers Bibelübersetzung für kraftvoll, und was das Ganze, nicht einzelne verfehlte Stellen betrifft, für unübertreffbar halte. Mein Vater, der einiges Latein verstand, half mir zu Hause nach, übte mich im Dekliniren und Konjugiren, auch in leichten Stilübungen nach dem alten Speccius, so

lange, bis ich ihm hierin über den Kopf wuchs. Überhaupt drang er auf häuslichen Fleiß, hielt mich streng, duldete kein müssiges Umherlaufen, und wußte meine Ehrliebe so rege zu erhalten, daß es mir eigene Angelegenheit war, immer einen der ersten Plätze in der Schule zu behaupten. Er erkundigte sich oft bei meinen Lehrern nach meinen Fortschritten und nach meinem Betragen, und durch diese einfache Maasregel bewirkte er, daß mein Eifer nicht einschlief.

Ich hatte ungemein viel Lust zu lesen, aber keine als die nöthigsten Schulbücher. Eine alte Käsekrämerin in meiner Nachbarschaft, die mir wohl wollte, half diesem Mangel ab; sie schenkte mir Bücher ohne Decke und Titelblatt, unter denen auch der orbis pictus des ehrlichen Comenius und eine alte Naturgeschichte war. Der erste war mir besonders wichtig; ich lernte eine Menge Sachkenntnisse, auch die lateinischen Benennungen vieler Dinge gleichsam spielend, und noch spät nachher, als ich einmal dieses Buch wieder zu Gesicht bekam,

machte es mir Freude, weil es alte Eindrücke lebhaft erneuerte. Den orbis pictus verdrängte auf einmal Robinson Crusoe, dieses wunderbare Buch, das so ganz gemacht ist, den kindlichen Geist in eine neue Welt zu versetzen, und der Einbildungskraft Stoff zu tausend Verbindungen zu geben. Ich las es nicht, ich lernte es beinahe auswendig, und wußte von jeder Lage Robinsons Auskunft zu geben. Am Jahrmarkt kaufte ich mir von herumziehenden Bänkelsängern einige Bogen mit „schönen neuen Liedern" oder „anmuthigen Historien," und ob ich gleich den Inhalt selten verstand, so freute mich doch der Vers; meine nachmalige Liebe zur Dichtkunst und zu Dichterwerken fand hier zuerst ihren kindischen Stoff.

In meinem älterlichen Hause wurde viel gesungen, in Leid und Freud, in jeder Angst und Trübsal, denn meine Mutter glaubte, Gesang lindere den Kummer, er sei eine Seelenarznei, die zu Ertragung des Übels stark, und in der Freude nicht gottesvergessen mache. Mein Vater stimmte mit ein,

oder fieng auch wohl selbst seine Lieblingslieder zu singen an: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und: Befiehl du deine Wege ꝛc. oder: Ach Gott gedenke mein ꝛc. Als ich größer wurde, sang ich mit, und habe manche Thräne vergossen, wenn eine Stelle kam, die mich vorzüglich rührte, oder auf meinen Zustand paßte. Wir sangen übrigens nicht zu bestimmten Zeiten, sondern wenn eine Lage, eine Stimmung zum Gesang aufforderte. Ich verdanke dieser frommen Gewohnheit manchen herrlichen Genuß, manche veredelte Empfindung auch in spätern Jahren. Möge die Freude am Gesang nur mit dem Leben von mir weichen! Ich weiß noch wohl, wie erquickend es mir war, als ich zum erstenmal wieder, nachdem ich lange in katholischen Ländern gelebt hatte, einen vollen harmonischen Kirchengesang hörte; meine Seele schwang sich auf den Fittigen der Andacht zum Allvater empor, und fühlte ihr ewiges Seyn; und wann in Sonntagsfrühe die Orgel meiner Kirche ertönt, und die Gemeinde zum Liede

einstimmt, versezt es noch immer mein Gemüth in eine wunderbare Rührung. Ich halte nach reifem Bedacht den Gesang für eine Hauptsache beim Gottesdienst, und für wichtiger als die Predigt, weil diese im gewöhnlichen Fall nur den Verstand beschäftiget, Töne aber die unmittelbare Sprache des Herzens sind; weil in Tönen und Liedern Viele sich zu Einer Harmonie vereinigen, und ihr Gefühl dauernd erhöhen. Im Himmel, sagte mir oft meine Mutter, wird das große Halleluja von allen Engeln und Frommen am Throne Gottes gesungen; sie freute sich innig darauf, es einst mitsingen zu dürfen. — Fromme langgeprüfte Dulderin! Du hast ihn erreicht, diesen Wunsch, forthin ist dir beigelegt der Gerechten Krone; wir aber wallen noch im Lande des Mislauts. Nimm hier diese dankbare Thräne des Andenkens, und möge mein Tod einst seyn, wie dein Tod.

Im Vermögen meiner Eltern befand sich auch ein Spruchkästlein, das sich seit lange in der Familie fortgeerbt hatte. In diesem

wurde bei einem wichtigen Vorhaben aufgeschlagen, und glücklicher oder unglücklicher Ausgang aus der gefundenen Bibelstelle geweissagt. Ich glaubte fest an diese Art von Orakel. Überhaupt war mein Glaube an das Wort Gottes kindlich, einfältig; ich hatte nicht die leiseste Ahnung, daß, was man mir dafür ausgab, wohl auch sehr menschliches Wort seyn könne. Bibel, Gesangbuch und Katechismus waren mir gleich heilig, und als einst von einer Verbesserung des lezten die Rede war, nahm ich mir in meinem kindischen Sinn vor, in dem verbesserten durchaus nicht zu lernen, und meinte, es müßte ausserordentlich süß seyn, ein Katechismus-Märtyrer zu werden.

Das Gebet war eine täglich vorkommende Verrichtung in meiner Eltern Hause. Keine Speise wurde ohne Danksagung genossen; ohne gemeinschaftliches Gebet legte man sich nie schlafen, und früh nach dem Erwachen wurde der Morgensegen gelesen. Mit den Gebetbüchern wurde von Zeit zu Zeit gewechselt, auch bemerkte ich, daß mei-

ne Eltern, besonders meine Mutter, oft im Stillen beteten. Wenn ein Gewitter am Himmel aufstieg, und die Stadt bedrohete, wurde im Wetterbüchlein gelesen, und Gott um Abwendung der wohlverdienten Strafe angerufen. Dies hatte auf mich den Einfluß, daß ich mich gewöhnte, Gott als den anzusehen, der in allen Nöthen hilft, und ich erinnere mich, wie ich ihn einst brünstig bat, er möchte meine Eltern in der Lotterie gewinnen lassen. Oft blieb mein Gebet unerhört, und ich klagte es meiner Mutter. Kind, sagte sie alsdann zu mir, wir müssen um leibliche Güter mit der Bedingung bitten, daß sie uns gut sind, um geistliche aber dürfen wir ohne Bedingung bitten. Ich verstand nicht, was geistliche Güter sind.

Meine Eltern hatten mich von Kindesbeinen an zum geistlichen Stande bestimmt. Ich weiß keinen andern Grund dieser Vorausbestimmung, als daß meine Mutter im dritten oder vierten Glied von einem Oberhirten abstammte, und sehr geistlich gesinnt war, und daß die vielen milden Stiftungen

und öffentlichen Anstalten der Wohlthätigkeit in meinem Vaterlande das Studiren der Armen ausserordentlich erleichterten. Mehrmals predigte ich hinter dem Stuhl; besonders erinnere ich mich ganz deutlich eines Weihnachtstages, wo ich, angethan mit einer schwarzen Schürze meiner Mutter, geschmückt mit Priesterläppchen von Papier, das Haupt stark gepudert, feierlich hervortrat, einen erhöheten Plaz der schön gescheuerten Stube bestieg, und zu großer Erbauung meiner Eltern eine Predigt hielt über die Weisen aus Morgenland und den wunderbaren Stern, wobei ich nicht unterließ, tüchtig zu schreien. Die Nuzanwendung hatte ich aus Millers biblischen Geschichten gestohlen. Ich schäme mich dessen um so weniger, da viele erwachsene Prediger das nemliche thun.

Aber ob ich gleich bei der Wahl eines Berufs blos dem Willen meiner Eltern leidend folgte, so danke ich doch Gott und ihnen, daß diese Wahl so gut ausgefallen ist. Denn unter allen Ständen und Berufs-

arten, die ich kennen gelernt habe, würde ich noch jezt keine andere Beschäftigung, als das Studiren, keinen andern Stand, als den eines Geistlichen mir wählen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er allein in sich vereinet, was dem Mann der Wissenschaft über alles geht — unabhängige Muse, und einen edeln Wirkungskreis. Aus welchem Stande sind wenigstens in Deutschland größere Gelehrte hervorgegangen, als aus dem geistlichen? wo ist ein Beruf in der Welt, welcher dem gleich kommt, ein Diener Gottes zu seyn, und ein Amt zu bekleiden, das die Versöhnung mit Gott und dem Gewissen predigt? wo ist in diesen Zeiten noch ein Nachgeschmack des ursprünglichen unbefleckten Patriarchenlebens, als in manchen Pfarrhöfen? Ich gebe jedem zu, der mir einwirft, daß man in einem andern Stand auch Gott diene, wenn man das Beste der Menschen befördere; daß meine Vorliebe für den geistlichen Stand aus der frühesten Angewöhnung entsprungen sei; ich glaube dieses selbst, und

sage nur, daß ich ihn meiner Neigung, meinem Antheil von Kraft, meiner innersten Natur am angemessensten finde, und dies ist etwas, was nicht jeder von sich sagen kann.

2.

Des Knaben Zeitvertreib.

Ich spielte wie alle Knaben; aber mehr im Zimmer als auf der Straße, lieber mit Mädchen, als mit meines gleichen. Soldaten aus Papier geschnitten, und in Schlachtordnung gestellt, die ich mit Erbsen aus einem Blaserohr niederwarf, waren ein höchst anziehendes Spiel. Späterhin unterhielt mich das Illuminiren schwarzer Kupferstiche und Holzschnitte. Im Zeichnen hab ich es nie weiter als bis zu Karrikaturen von Menschen- und Eselsköpfen gebracht. In der Musik wurde ich nicht geübt. Was ich davon verstehe, hab' ich in spätern Jahren mit vieler Mühe nachgeholt. Desto weidlicher spielte ich Komödien, anfänglich mit hölzernen Stäbchen von Fingerslänge, denen ich Gesicht und Kleidung zu geben wußte, und die ich tapfer aus der biblischen Geschichte deklamiren ließ. Nachher spielte

ich aber auch in eigner Person mit den Knaben und Mädchen meiner Nachbarschaft und vertheilte die Rollen, ungeachtet ich nie die Aufführung eines Schauspiels gesehen hatte, und das Theater nur aus den Erzählungen der Erwachsenen kannte. Meine Rolle wurde genau einstudirt, aber die übrigen Personen ließ ich sagen, was jede wollte, mochte es sich schicken oder nicht, war doch die Hauptsache in Richtigkeit — der bunte Staat von gefärbtem Papiere, die goldenen Kronen, die Schwerdter und Dolche von Schindeln. Als ich endlich in meinem 16ten Jahre zum erstenmal ein wirkliches leibhaftes Theater sah, als ich sah, wie Könige leben, Helden handeln, Unschuldige leiden; hörte, wie man im Staatsrathe, im Felde, im Gefängniß, im einsamen Stübchen spricht; vernahm, wie auf dem Brettergerüste Donner rollen, Blitze zischen, Schlangen und Ungeheuer hervorschießen; als die Geisterwelt sich mir aufschloß, und von den Regionen des Lichts herab wie von den Abgründen der Finsterniß herauf ihre Ge-

stalten

stalten sandte; als ich bemerkte, wie der Schauspieler es in seiner Macht hatte, die Gemüther zu bewegen, und die Menschen lachen oder weinen zu machen: — da erwachte, da gefiel sich meine ganze jugendliche Seele in dem einzigen Gedanken — nicht etwa ein Schauspieler, denn diesen sah ich nur für einen untergeordneten Diener der Kunst an, nein, ein Dichter zu werden! Das Fleisch war willig aber der Geist war schwach. Ich stand, wie viele meiner Zeitgenossen, in dem unseligen Wahn, der Mangel des Genie lasse sich durch Fleiß und Studiren ersetzen, ein Dichter könne man so werden, wie man etwa ein Jurist, ein Pfarrer, ein Arzt wird. Es war mir noch nicht bekannt, daß Dichter Göttersöhne, folglich durch die Geburt zur Herrschaft im Reiche des Schönen berufen sind. So bald ich daher die ersten Regeln der Kunst abgezogen, und namentlich die 3 Einheiten verstanden hatte, machte ich auch schon dramatische Versuche, Helden- und Staatsstücke, davon sich eines, Kortes, bis auf den heutigen Tag

gerettet hat, und mir, so oft ich es zu Gesicht bekomme, ein Lächeln abnöthiget. Ich lernte eifriger fremde Sprachen, studirte eifriger die Geschichte, um Stoff zu meinen Trauerspielen zu finden, und alte Autoren plündern zu können. Ich lernte die heroischen Stellen in meinen Klassikern auswendig, um sie am gehörigen Ort in meinen Stücken anzubringen. Klara von Hoheneichen war das erste Schauspiel, in welchem ich die erhabene Sprache des Ritterthums bewunderte, und Adelungens Monolog: Weiber, Weiber, ich habe eure Treue geprüft, und sie unlauter befunden ꝛc. schien mir herrlich, göttlich. So etwas zu sagen, zu dichten, dünkte mich des Ruhmes höchste Stufe. Beklag es, edle deutsche Nation, daß meine ersten dramatischen Versuche (vermuthlich weil sie schlecht waren) keinen Verleger fanden! ich wäre dir ein viel fruchtbarerer Schriftsteller geworden, als Herr August von Kotzebue, dessen hundert und weiß nicht wie vielstes Stück neuerlich angekündigt wurde, und wahrscheinlich wär'

ich jezt, troz der Vorausbestimmung meiner Eltern, nicht der unberühmte Pfarrer zu Bach, sondern der berühmte Hof- und Theaterdichter irgend einer europäischen Hauptstadt!

5.

Frühe Angewöhnung.

Mein Vater brachte seine Abende nie in Bier- oder Weinhäusern, wie die andern Bürger, sondern zu Hause unter den Seinigen zu. In den langen Winternächten nach dem Feierabend langte er gewöhnlich seine kurze Soldatenpfeiffe hervor, und sezte sich auf den alten eichenen Lehnstuhl neben dem Ofen. Wenn sie ausgeraucht und die Asche sorgfältig ausgeklopft war, fieng er ein Gespräch mit uns an; er fragte, was wir den Tag über gelernt hatten, was in Haus und Schule vorgefallen war. Besonders oft und mit Liebe erzählte er von seinen preussischen Feldzügen, von dem großen König, den er nur den alten Fritz nannte, und seinen Schlachten, von dem fröhlichen lustigen Leben in den Lagern, von dem erhöhten unvergleichlichen Gefühl des Kriegers nach einem errungenen Sieg, und von

mancherlei Abentheuern, die ihm selbst oder andern in Böhmen und Sachsen begegnet sind. Und ob wir gleich die nemlichen Geschichten schon oft gehört hatten, so wurden wir doch nicht satt, sie immer aufs neue erzählen zu hören, weil unsere Phantasie jedesmal Gelegenheit fand, irgend einen Umstand, einen Ort oder Menschen mit frischeren Farben zu erhellen. Meine Mutter saß gewöhnlich dabei, und spann. Sie hatte einen fast unerschöpflichen Vorrath von Mährchen, von Gespenster- und Räubergeschichten, und wenn nun der Vater aufgehört hatte, die Einbildungskraft zu beschäftigen, so fieng die Mutter an, ihr erst ein rechtes Fest zu geben, indem sie dieselbe in die überirrdischen Räume des Wunderbaren führte. Diese schauerlichen Erzählungen machten indeß einen übeln Eindruck auf mich, — sie machten mich furchtsam. Meine Phantasie war Tag und Nacht geschäftig, den Luft- und Erdkreis mit bösen Wesen zu bevölkern. Ich fürchtete mich vor Hexen und Gespenstern, ich zitterte, wenn ich des Nachts

mich irgendwo allein wußte; ich hatte Seelenangst, wenn ich, selbst mit meinem Vater und bei Tage, durch ein Gehölz gieng, dessen Ende ich nicht sogleich absah, jeden Begegnenden hielt ich für einen Räuber, in jeder schwarzen Kaze sah ich unfehlbar eine Hexe. Diese Furchtsamkeit wurden meine Eltern wohl gewahr, sie wußten auch ein Mittel dagegen, nemlich, mich auf allen dunkeln oder unsichern Pfaden, die mein Beruf mich gehen heißt, dem Schuz Gottes zu empfehlen, und die bösen Geister und ihren Anhang durch ein „das walt Gott der Vater rc." zu verscheuchen. Dieses Mittels ungeachtet wirkten jene Wintermährchen so tief auf mein Blut, daß es mich nachher die größte Mühe kostete, diese Furchtsamkeit durch Vernunft einigermassen zu überwinden, denn ganz ist mir dies nie gelungen. Noch jezt, da ich dieses schreibe, und den Hexen- und Gespensterglauben längst abgelegt habe, kann mich ein unerwartetes Geräusch, ein fallendes Blatt erschrecken. Der Wirkung jener Räuber- und Mordgeschich-

ten ist es zuzuschreiben, daß ich die Gewohnheit habe, alle Thüren, die zu meinem Schlafgemach führen, des Nachts fest zu verschliessen, selbst wenn ich unter Freunden und Bekannten wohne, und daß ich es gerne vermeide, in der Finsternis durch Wälder zu gehen.

Ein anderer Fehler, dessen Ursprung ich nicht weiß, machte mir größeres Leiden, und hätte von dem wichtigsten Einfluß auf meine bürgerliche Bestimmung seyn können, — ich stotterte (ein bezeichnendes Wort, das selbst stottert). Es war erbarmenswürdig anzusehen, wenn ich etwas auswendig Gelerntes öffentlich hersagen mußte. Anfänglich gieng es langsam, dann geschwinder und immer geschwinder, bis ich zulezt plözlich stille hielt, ganz blau wurde, und durchaus nicht im Stande war, ein Wort weiter vorzubringen. Was mein Leiden noch vergrößerte, war das Gelächter meiner Mitschüler, die sich auf einen solchen Auftritt recht kindisch freuten, und mir nachstotterten. Alles Zureden meiner Freunde, alle Regeln

meiner Lehrer halfen nichts; es wurde zulezt so arg, daß mich Angst überfiel, wenn ich nur daran dachte, und daß ich nicht einmal mehr den Anfangsbuchstaben eines Satzes aussprechen konnte, wenn Zeugen vorhanden waren, dahingegen ich sehr wohl reden und lesen konnte, wenn ich mich allein wußte. Dieser schreckliche Fehler verbitterte mir einen großen Theil meiner Kinderjahre, und ich mußte mich nur damit zu trösten, daß Gott es also haben wolle, der mir meine Zunge binde, weil ich durch ihren freiern Gebrauch Schaden einst anrichten würde. Meine Peinigung wurde noch vermehrt durch den Umstand, daß ich alle acht Tage einen sonst geschickten Geistlichen mußte predigen hören, der den nemlichen Fehler an sich hatte, dessen Kirche aber gemeiniglich leer war — ein Spiegel, in welchem ich mein eigenes künftiges Schicksal voraus zusehen glaubte. Was mag die Ursache meiner schlimmen Gewohnheit gewesen seyn? keines meiner Eltern stotterte, und daß es kein organischer Fehler der Zunge war, be-

weist, daß ich mir ihn spät hernach durch die bloße Stärke des Vorsatzes abgewöhnt habe. Aber nur ich weiß, welche Anstrengung, welche stete Achtsamkeit auf mich selbst diese Abgewöhnung mich kostete! und doch ist sie mir nur in dem Grade gelungen, daß andere nicht gewahr werden, mit welchem Fehler ich kämpfe, nicht aber in dem, daß ich selbst aufhören dürfte, an mich zu halten. Ich kann mich nur dadurch retten, daß ich alles, was ich öffentlich vortragen muß, feierlich spreche, und daß ich besonders das bei allen kirchlichen Handlungen viel zu oft vorkommende Vater Unser mit der möglichsten Würde langsam hersage; was mir schon oft von einigen meiner Amtsbrüder den Vorwurf der Ziererei zuzog. Die guten Amtsbrüder! sie wissen nicht, wo mich der Schuh drückt. Im Gespräche begegnet es mir noch zuweilen, daß ich aus Hastigkeit ein Wort, besonders wenn es mit E anfängt, nicht über die schwere Zunge bringe, und dem Satze eine andere Wendung geben muß.

Schläge bekam ich, wie andere Knaben, nicht etwa weil ich böse, halsstarrig oder ungehorsam war, sondern wegen Unachtsamkeit, wenn ich einen Groschen verlor, oder einen Krug zerbrach. Ich mußte nemlich die Dienste einer Hansmagd verrichten, und alles herbeiholen, was man mir meines Alters wegen anvertrauen konnte, und da gieng es denn nicht immer ohne Schaden ab. Gemeiniglich geriethen, wenn der Vater nach dem Stock griff, meine Eltern an einander, weil die Mutter mich in Schuz nahm; aber der Vater behauptete, Niemand, ausser etwa ein Prinz von Geblüt, sei ohne Schläge groß geworden, und welchen der Herr lieb habe, den züchtige er. Diese Behandlung lehrte mich, in hohem Grade vorsichtig mit allem Tragbaren umzugehen, und die nemliche Vorsichtigkeit auch von Andern zu verlangen, Kleidung und Hausgeräthe zu schonen, und von beiden den möglich längsten Dienst zu fordern.

Ich mochte ungefähr 8 Jahre alt seyn, da meine Mutter an einem hitzigen Fieber

tödtlich darnieder lag. Der Arzt, ein mitleidiger Mann, that alles, was seine Kunst vermochte, um sie ihren Kindern zu retten. Aber endlich verzweifelte er selbst. Er redete mit meinem Vater heimlich vor der Thür, und ich hörte die Worte: sie wird wohl sterben! In der Nacht wollte meine Mutter am untern Theil ihres Bettgestelles 3 Schläge vernommen haben, sie sprach: der Tod klopft, ja Herr Jesu, ich bin bereit. Am darauf folgenden Morgen kam der Geistliche, und reichte ihr das heil. Abendmahl. Diese dreifachen Umstände, das Wort des Arztes, das Klopfen des Todes, und das Sakrament machten einen wunderbaren Eindruck auf mich; ich hörte auf zu weinen, fiel auf meine Knie, und blieb betend in dieser Stellung einen Theil der Nacht hindurch liegen, bis der Schlaf mich überwältigte. Ich wollte ihr Leben vom lieben Gott erzwingen. Und als am folgenden frühen Morgen der Arzt wieder kam, und die Kranke merklich besser fand, schrieb ich die Genesung meinem Gebete zu. Oft hab' ich gewünscht,

wieder mit einer solchen Inbrunst und einem solchen felsenfesten Glauben beten zu können. Aber ach! er ist nur der Kindlichkeit beschieden; im Gewirr des Lebens geht er verlohren, und nichts ist, das ihn ersetze. Seelig alle, die ihn bewahren bis ans Ende.

Von dem Tage an, als es besser mit ihr worden war, bekam meine Mutter ein unüberwindliches Gelüsten nach gesäuerter Milch, oder sogenannter Molke. Der Arzt war verständig genug, den Genuß derselben zu erlauben, weil er meinte, die Stimme des Magens sei eine heilige Stimme, und spreche deutlicher als ein Rezeptbuch aus, was die Natur jezt verlange.

4.

Der Spaziergang.

Sonntags gieng ich mit meinem Vater in einen öffentlichen Garten, in ein Gehölz, oder in eins der nahe liegenden Dörfer, wo er mir Milch und Brod geben ließ und mir zuweilen erlaubte, unter seiner Aufsicht im Flusse zu baden. Darin übertraf meine Erziehung eine viel vornehmere, daß mir frühzeitig Schonung und Theilnahme an jedem lebendigen Geschöpf eingeflößt und mir nicht erlaubt wurde, irgend eines derselben zu martern, oder ohne Noth zu tödten. Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes, sagte meine Mutter (ob ich gleich kein Vieh, nicht einmal eine Katze mein nennen konnte) und Thiere sind unsere Grenznachbarn, mit denen wir in Freundschaft leben müssen. Keinen Baum durfte ich beschädigen, muthwillig keine Blume verheeren, und das nicht aus Furcht vor einer polizeilichen Strafe,

sondern aus zartem Mitgefühl mit der ganzen Schöpfung, das meine Eltern in mir zu erwecken wußten. Dies hatte die Folge, daß ich ergrimmte, wenn ich sah, wie andere Knaben einen Vogel, ein Insekt, einen Frosch zu ihrer Ergötzung marterten, und daß ich das Thier mit List oder Gewalt seinen Peinigern zu entreissen trachtete und darüber in Händel gerieth und den Kürzern zog. Diese Weichheit des Herzens, dieses Mitleid mit jedem Empfindenden ist mir geblieben, und ich wünsche, daß jede Mutter, jeder Erzieher die Bewahrung desselben ein wesentliches Stück der Erziehung seyn lasse. Wer in seiner Jugend gegen Thiere grausam ist, wird, älter, auch gegen Menschen hart und kalt seyn, wird es um so mehr seyn, da ohnedieß mit den Jahren die Fasern des Herzens an Starrheit zunehmen. Judas, der Verräther, hat sicher in seiner Jugend arme Vögel gefangen und zum Verkauf herumgeführt. Die Natur, ob sie gleich den Stoff verschieden mischt und dem einen eine härtere, dem andern eine weichere

Masse des Herzens zutheilt, hat doch keinen ganz verwahrlost und trägt nicht die Schuld der Grausamkeit. Sie macht vielmehr jeden Menschen für die Zuckungen eines leidenden, eines sterbenden Thieres empfindlich. Jeder Nerv eines leidenden Geschöpfs zittert unserm Nerven zu und berührt ihn, wie eine Saite die Bebung der andern mittheilt; wahrlich! ein sicheres Kennzeichen des gemeinschaftlichen Ursprungs — und doch habe ich die Erfahrung mehrmals gemacht, daß, besonders in den vornehmen Ständen, dieser Punkt der Erziehung gar nicht geachtet wird. Der Knabe bekommt einen oder ein Paar Hunde zu seiner Unterhaltung, mit denen er nach Gefallen schalten darf. Je grausamer er mit ihnen umgeht, desto mehr wird über die Herzhaftigkeit, die gute Anlage des jungen Herrn gelacht; jemehr er mit zunehmendem Alter allem, was lebt und webt, den Krieg ankündigt, und in seinem Forste mordet, schießt, zertritt, desto mehr lobt ihn der gnädige Papa; allmählig lernt er auch Menschen so behandeln,

und wenn er diese gleich nicht aus seinem Fenster, wie die Tauben seines Nachbars, niederschießt, so wird er sie auf eine Art zu quälen wissen, gegen die der schnelle Tod eines erschossenen Sperlings noch Wohlthat ist. Ihr Menschen in Europa, betrachtet die ganze Schöpfung als eine Erscheinung, als eine Offenbarung Gottes! Lernt von eurem ältern Bruder, dem Indier, die Natur nicht als todt, sondern als belebt ansehen. Der nemliche göttliche Odem, der eure Brust erweitert, der euch den Gedanken und die Sprache möglich macht, weht in jedem Geschöpf, spricht aus jeder Pflanze, und nur ein tonloses Menschen-Herz versteht diese Sprache nicht. In der ganzen Natur wirken Geister auf Geister, nichts steht einzeln für sich, alles ist durch ein inneres geistiges Band aufs Innigste mit dem All vermählt; aber nur der von Gott Angehauchte wird es gewahr, er nur hört, was viele mit offenen Ohren nicht hören — die ewige Harmonie aller Wesen. Oder wie? Verstehst du die Nelke nicht, wie sie, matt von der

Hitze

Hitze des Tags, um einen Schirm gegen die Sonne und um einen Trunk kalten Wassers dich anbettelt? Nicht die Bohne in deinem Garten, die in Geburtsschmerzen dich bittet, die Schaale wegzunehmen und ihr Luft zu machen? Geh, wirf deinen Bücher- und Wörterkram, der dein Gefühl erstickt, weg, gehe zur Natur in die Schule und werde Mensch!

5.

Armuth und Reichthum.

Armuth und Reichthum gieb mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen! —

Zwar sind Armuth und Reichthum Verhältnißbegriffe, in die einer mehr, ein anderer weniger hineinlegt; dieser mit einem Vermögen von 20,000 Thalern baaren Geldes dünkt sich arm, wenn er sich mit seinem Nachbar vergleicht, der seiner abgetrennten Ehehälfte jährlich 40,000 zu ihrem Unterhalt anweist; jener, der seine Kinder anständig kleiden kann, alle Tage, wenn es zwölf schlägt, ein bezahltes Essen auf seinem eichenen Tisch findet und Nachts, wenn seine Kreuzerkerze abgebrannt ist, ruhig mit seinem Weib in Einem warmen Bette schläft, dünkt sich reich, weil er seinen Zustand an dem seines Vetters abmißt, welcher nur eine Bank hinter dem Ofen und ein kälberhäre-

nes Kissen hat, wo er sein Haupt hinlegt, dessen Kinder erst Späne auf dem Zimmerplatze lesen müssen, damit die Suppe gekocht werden kann; und selbst dieser ist gegen den Feuerländer ein Reicher, ein Schlemmer, er hat Schätze der europäischen Verfeinerung, die jener nicht besitzt, er hat einen Löffel, ein Messer, ein Glas, einen Feuerstahl! Dinge, um die jener freudig sein Kind hingäbe.

Was ich eigentlich sagen will, ist dieses: Armuth und Reichthum darf nicht nach dem Besitz dieser oder jener Dinge abgemessen werden, sondern nach den Verhältnissen eines Bürgers zum Staat und zu der Kulturstufe des Staats. Wer ist reicher, der Senne in dem Entlibuch, der seinen Käse auf einem hölzernen Teller ißt, oder der Kaufmann in Amsterdam, der sein Theewasser aus köstlichem Silbergeschirr trinkt? Hier giebt es keinen Comparativ (der überhaupt, wie in Klopstoks Oden, so in tausend Fällen, nicht immer an seiner rechten Stelle ist). Es wäre lächerlich, den braven Schul-

meister meines Dorfs — der, im Vorbeigehen gesagt, kein dummer Mann ist, und seinen Acker mit zwei Ochsen pflügt — deswegen arm zu nennen, weil er nicht mit vier Apfelschimmeln in die Schule, wie der Minister unserer Hauptstadt in den Staatsrath fährt. Aber das Geld, das Geld meinst du? Auch nicht; mein guter Freund, der Fabrikant Winter bezahlt so eben eine große Summe, die viele Nullen am Ende hat, für Baumwolle und Farbwaaren; indeß mein Holzspalter Klaus die wenigen Zehner in seine Sparbüchse legt, um sie bei der Kindstaufe hervorlangen, und mit seinem Gevatter fröhlich verzehren zu können.

Ist der ehrliche Klaus mit seinen Zehnern, die er in Kuchen umwandelt, ärmer, oder ist mein Freund Winter mit seinen Nullen, die klingend in seiner eisernen Kasse lagen, reicher? — Also, lieber Leser, jeder an seiner Stelle, nach seinem Stande, nach seinem Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft! und keinen Comparativus! Reich ist,

wer hat, was er an seiner Stelle braucht, und seine Stelle als die beste ansieht.

Armuth ist die rauhe Führerin meiner Jugend gewesen, sie war die Fee, die bei meiner Geburt mich empfieng und nicht mehr aus ihren Händen ließ. Sei mir gesegnet, wohlthätige Fee! Du hast auf mein ganzes Leben gewirkt; du hast den entschiedensten Antheil an allem, was ich bin und habe, wirke, leide und lebe. Was ich ohne dich geworden wäre, weiß ich nicht; wer und wie ich durch dich bin, weiß ich sehr wohl. Du hast mich Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, Hindernisse überwinden, Kräfte üben lassen, die ich ohne dich nicht erworben, nicht besiegt, nicht geübt hätte. Du hast früh mich gelehrt, auf mich selbst zu vertrauen, nicht mit meinem Herzen vom Herrn zu weichen, und vergänglichen Reichthum für meinen Arm und meine Stütze zu halten. Du hast treue Freunde mir zugeführt, die mich, den Menschen, liebten, die Glück und Unglück, Freud und Leid mit mir theilten und meinen Glauben an edle

Uneigennützigkeit befestigten, und zu gegenseitiger That entflammten. Dir verdanke ich die Stirne, die jedem Unfall trotzt, die Leichtigkeit, mit der ich mich in jede Lebenslage finde, den Sinn, kleine Widerwärtigkeiten keiner Achtung zu würdigen, die Kunst des Entbehrens, und die Festigkeit, lieber das Äusserste zu erdulden, als um Gnade bei Mächtigen zu betteln, oder um Gunst bei den Großen zu buhlen. Wenn es ein inneres Glück des Menschen giebt, das nicht vom Zufall abhängt und welches darin besteht, die Dinge seiner Ansicht zu unterwerfen, so hast du mich zuerst auf dessen Spur geleitet. Du hast mich endlich einen Beruf ergreiffen und liebgewinnen lassen, den ich für den schönsten halte, welchen ein Mensch ergreiffen kann, diesen nemlich, himmlischen Frieden in irrdische Hütten einzuführen, — den allwirkenden und alliebenden Vater der Menschen den Sterblichen näher zu bringen, — das zerknickte Rohr am Stabe der Religion wieder aufzurichten, — dem, welcher niedergedrückt von der Last der Jahre

und des Kummers den Tod erwartet, wie dem, der in der Rosenzeit des Lebens und im Vollgenuß der Güter, des Schicksals unerbittlichen Spruch mit Widerwillen vernimmt, den Übergang leicht zu machen, den Beruf, welcher mehr als jeder andere eine stille Wirksamkeit mit einer edeln Selbstgenügsamkeit und mit einem steten den Geist erhebenden wissenschaftlichen Verkehr in sich vereiniget.

Doch, hab' ich mit Überzeugung diese Lobrede niedergeschrieben, so muß ich mit nicht minder Überzeugung auch bekennen, daß die Armuth, in der ich erwuchs, es war, die auf der Kehrseite meinem Charakter ein Gepräge tief eingrub, das nicht gefällig für das Auge ist, das sich rauh anfühlt, und manchen, der den innern Gehalt nicht näher prüfen konnte oder wollte, von mir zurückgeschreckt hat. Weil in meiner Jugend mir alles fehlte, wodurch man sich produzirt, selbst der schickliche Anzug, in dem ich meist nur übelangepaßte Kleider an hatte, und weil ich aus Vergleichung mit

andern Knaben meines Alters diesen Mangel fühlte, so wurde ich blöde, wenn ich in Gesellschaft vornehmerer Stände kam. Kein geselliges Talent, vom Tanze an bis zu jenen höflichen Manieren, wodurch in Geberden, Stellung und Ton die feine Welt sich auszeichnet, wurde in mir ausgebildet. Dies machte mich schüchtern, weil ich sah, daß mir das mangelt, worauf ein so hoher Werth gesezt wird. Aus dieser Schüchternheit entsprang eine Unbeholfenheit im Benehmen, und ein linkisches Wesen, wann ich es wagen wollte, den sogenannten guten Ton nachzuahmen, und während der Nachahmung mich die Furcht überfiel, sie werde mir nicht gelingen. Man machte sich über mich lustig; dies verdroß mich. Ich fieng an, alles was feine Lebensart heißt, zu verachten, und den, an welchem ich sie gewahr wurde, für einen Stuzer und seichten Menschen zu halten. Dadurch machte ich meine Lage sehr oft nur desto schlimmer, ja ich schadete sogar meinem guten Ruf bei Vielen, die mich nicht näher kannten. In

spätern Jahren, als ich durch eigene Anstrengung zu einigem Wohlstand gekommen war, als Umstände mich in die Fremde hinausstießen und zwangen, mit Menschen aller Art in genaue Verhältnisse zu treten, hab' ich zwar das Rauhe dieses Fehlers größtentheils abgerieben, eine spiegelglatte und glänzende Politur ist mir aber nie geworden, und, aufrichtig zu sprechen, ich habe sie zu erstreben nicht der Mühe werth gehalten. Ein gewisses trutziges Wesen, lieber sich von solchen, die reich sind, zuvorkommen zu lassen, als selbst zuvorzukommen, ist noch jezt eine meiner Eigenthümlichkeiten, da ich auch den Schein hasse, als suche ich Jemanden deswegen gefällig zu werden, weil er angesehen und reich ist. Beim schönen Geschlecht hab' ich nie mein Glück gemacht, nie Bekanntschaften erworben, oder Freundschaftsbündnisse auf Bällen geschlossen, weil mir die Leichtigkeit und Beweglichkeit des Umgangs fehlte. Doch hat mir die Kunst, Verse und Gelegenheitsgedichte zu machen, die ich in meinen Jünglingsjah-

ren fleißig und nicht unglücklich übte, die Gunst mancher edeln Frau und Jungfrau verschafft, und mich in Familienkreise geführt, in denen mir wohl war. — Tanzen, Billard und Kartenspiele hab' ich nie gelernt, und wurde deswegen von meinen Schulgesellen oft verlacht.

6.

Mein Leiden

Ich war ein gesunder Knabe, und, die Blattern ausgenommen, die mich aber nicht verunstalteten, bis in mein zwölftes Jahr niemals krank. Aber eines der fürchterlichsten Gifte hat früh meine Gesundheit untergraben, meinen Körper schwächlich gemacht, und meine Jugendfreuden verbittert. Mir schaudert, wenn ich den Ursprung meiner Leiden gedenke, wenn ich betrachte, wie ein kleiner Umstand in früher Jugend und so unverschuldet, ein ganzes nachfolgendes Leben zur Qual machen, und mit dem Verderbnis des Blutes zugleich die ganze Art zu empfinden und zu seyn umwandeln konnte.

Diese traurigen Folgen haben meine Eltern nicht aufs Leiseste geahnet, als sie, von kleinem Gewinn angereizt, eine Person ins Haus nahmen, die sich für den Spital zu vornehm achtete, und an der acht Tage

darauf diejenige Hautkrankheit ausbrach, welche die Ärzte Scabies nennen. Es war Winter, unsere Stube klein, um so gifterfüllter die eingeschlossene Luft. Wir alle, Eltern und Geschwister wurden von der nemlichen Krankheit zu gleicher Zeit angesteckt. Das Elend in unsrer kleinen Hütte war gränzenlos. Kein Arzt wurde gerufen, sondern ein alter Feldscheer, denn der war wohlfeil. Dieser heilte schnell mit Salben, die Krankheit vergieng, um bald darauf fürchterlicher wieder auszubrechen. Andere Mittel wurden gegen dieses Übel versucht, es wich, aber kam immer wieder. So dauerte dieser Zustand drei volle Jahre und darüber, während welcher ich abwechselnd bald anscheinend geheilt, bald krank war. Endlich gelang es, die Krankheit auf immer zu vertreiben. Unseliges Gelingen! die Krankheit war nicht geheilt, sie suchte sich einen andern Sitz. Der Stoff derselben warf sich auf die Lunge, nicht bei meinen Eltern zwar, deren Lunge erstarkt genug war, wohl aber bei mir und meinen jüngern Geschwistern.

Diese starben innerhalb 6 Jahren an der Abzehrung, ich blieb, um langsamer dahin zu sterben. Allmählig bekam ich kurzen und immer kürzern Odem, bis ich nicht mehr im Stande war, eine Treppe zu steigen. Auf zehen Schritte weit hörte man mich athemholen. Meine Mutter war besorgt, mein Vater meinte, diese Engbrüstigkeit werde mit den Jahren von selbst sich verlieren. Ein alter Geistlicher, der mich zur ersten Feier des Abendmahls vorbereitete, machte zuerst mich, dann meine Eltern auf meinen Zustand aufmerksam, und stellte ihnen die Gefahr vor, in der mein Leben schwebe. Auf seinen Betrieb wurde der Arzt zu Rath gezogen; es war der nemliche gute und mitleidige Mann, der einst zur Genesung meiner Mutter beitrug. Er verordnete, weil eben der Frühling in der größten Frische prangte, eine Kräuterkur. Jeden Morgen trank ich mit Ziegenmolken vermischt ein Glas bittern Saftes, und machte mir dann Bewegung im Freien. Unvergeßlich sind mir diese Morgenandachten im Tempel der

Natur. Nie vorher sah, empfand, dachte ich so, wie jezt, nie trank ich so rein die Luft und in so vollen Zügen ein, wie jezt. Eine Umwandlung gieng in meiner Seele, eine plözliche Entwicklung vor. Der schöne Frühling, die feierliche Stille des Morgens, der heitere Himmel, die lachende Gegend, der freier werdende Odem meiner Brust, meine Jugend, die reine Stimmung meiner Seele machten mich zum Dichter. Ich sang, was meine Empfindung mir eingab, und genoß so doppelt jeden blühenden Baum, jeden Wald, jeden Hügel. Ich kannte wenig Sylbenmaße, ich erfand mir solche, wie ich sie brauchte. Diese frühen poetischen Ergießungen meiner jugendlichen Seele sind verloren gegangen; so gering auch ihr Werth an sich mag gewesen seyn, so bedaure ich doch ihren Verlust, weil sie mir ein Spiegel wären meiner damaligen Weise zu empfinden und anzuschauen.

Der Eindruck jener glücklich-unglücklichen Frühstunden blieb, ich gewann die Poesie und mit ihr alles Schöne lieb, und nie hat seit-

dem eine der Musen mich ganz verlassen. So fand ich im Geist Entschädigung für das, was mein Körper litt; diese Frühlings-kur endigte mit einem kalten Fieber, das 6 Wochen anhielt. Als ich auch von diesem hergestellt war, zeigte sich's, daß ich zwar besser als vorher athmen konnte, daß aber die Schwäche der edeln Eingeweide geblieben war. Seitdem schadet mir jede heftige Bewegung, die das Blut in Wallung bringt, und so schleppe ich mich weder gesund noch krank in einem unseligen Mittelzustande bis jezt, da ich mit Schwermuth dieses schreibe, und fragen möchte: warum mir dieses Leiden? warum so unverschuldet? warum ist mein ganzes Leben durch krankhafte Empfindung verbittert? ist es blinde Nothwendigkeit, der ich unterworfen bin, oder hat eine Vorsehung mit weiser Absicht mich in diesen Zustand versezt? und welches sollte diese Absicht seyn, welches der Zweck, um dessenwillen ein Daseyn verkümmert wird, das ich mir nicht selbst gegeben habe? Diese Fragen sind, wenn nicht weise, doch mensch-

lich, und keine Theodicee hat sie noch beantwortet. Des Menschenlebens Ursprung, Zweck und Ende liegt im Verborgenen, und nur der Glaube beruhigt, der auf das Verborgene siehet und nicht zweifelt an dem, was keines Endlichen Verstand entdecket.

Vielfache Mittel hab' ich seitdem versucht, mancherlei Ärzte gefragt, aber von jenen wenig Hülfe, von diesen leere Versicherungen erhalten. Eine große Reihe von Kurmethoden und Kurmoden, die Systeme der Humoralpathologie und des Brownianismus hab' ich an mir versuchen lassen; ich habe allerlei Wasser getrunken, mich bald von Milch und Obst, bald von Wein und Fleisch ernährt, habe Kräutertränke und mineralische Bäder gebraucht, und mit all dem um theures Geld — die Einsicht gewonnen, daß ein in seinem Innersten angegriffener Körper zwar wohl durch die Kunst geflickt, aber nicht erneuert werden kann. Das Hauptübel blieb, aber sein Ausbruch und die gänzliche Zerstöhrung des Organismus kann durch Heiterkeit des Geistes und Ruhe

des

des Gemüths, durch strenge Mäßigkeit, durch Vermeidung und Entfernung schädlicher äußerer Einflüsse, so wie durch Genuß nahrhafter Speisen eine Zeitlang, wohl auf mehrere Jahre hinaus, verzögert werden. Der Tod pocht öfters und immer stärker, aber man macht ihm nicht auf, bis er endlich, des Pochens müde, die Thür mit Gewalt einschlägt. Auch viele frohe, glückliche, genußreiche Tage habe ich seit jener Frühlingskur gelebt, ich habe ansehnliche Reisen gemacht, und durch sie mich gestärkt gefunden — aber eine gewisse Ängstlichkeit, dieses oder jenes Vornehmen möchte meiner Gesundheit schaden, konnte ich nicht los werden, sie überschleicht mich mitten unter geselligen Freuden, und trübt den reinen Genuß derselben.

Freue dich, du Gesunder, deiner Gesundheit, denn du besitzest ein Gut, das unschäzbar ist. Dein Körper trozt den feindlichen Einflüssen der Elemente, deine Seele ist heiter, wie der wolkenlose Himmel; alle Verrichtungen werden dir leicht, muthvoll denkt

dein Geist; rein genießest du die Freuden des Lebens; selbst dein Charakter ist fest, weil du die verengenden Besorgnisse nicht kennest, die aus einer schwachen schwerathmenden Brust hervorgehen. Nur der Gesunde, der Starke ist der gebietende, der gefürchtete Herr der irdischen Schöpfung.

7.

Üble Laune.

Dieser Plagegeist gehört zu denen, welche die Hölle zuweilen auf die Erde sendet, das Menschenleben zu trüben, die Menschenfreuden zu verbittern, und Verheerungen in dem Innersten der Familien anzurichten. Unruhe, Zank, Zwietracht, Haß und Feindschaft sind in seinem Gefolge, und zertreten jede Blume, jede zarte Knospe wohlwollender Empfindung.

Üble Laune gleicht einem schleichenden Gift, das seine furchtbare Wirkung nach und nach verbreitet, und um so gewisser tödtet, je weniger das Übel im Anfange, da es sich einnistet, bemerkt wird. Sie ist die schnödeste Tyrannin des Menschen, und der Unglückliche, der ihr gehorcht, ist der elendeste aller Sklaven. Die üble Laune hemmt und lähmt die Kräfte des Geistes, giebt ihm eine

schiefe Richtung auf das Kleinliche und Unwesenhafte, macht ihn unfähig, Großes zu denken und zu unternehmen, und erniedrigt diese herrliche Gabe Gottes in ein flatterndes Unding, das den Menschen, einem Irrlichte gleich, in Sümpfe und Abgründe lokt. Wehe jedem Menschenherzen, in welchem dieses Übel Wurzel geschlagen hat! wehe jedem andern Menschen, den Bande des Bluts oder gesellschaftliche Verhältnisse an einen Kranken dieser unleidlichen Art ketten! denn der Übelgelaunte ist sich selbst und andern zur Last, er ist barsch, grob, stolz, eigensinnig, selbstsüchtig, trozig, will alles mit Gewalt durchsetzen, alles übern Haufen stürzen, was ihm in seinem Wege liegt, giebt Niemand ein gutes sanftes Wort, fährt alle Wesen rauh an, übertreibt jeden Fehler Anderer aufs Höchste, und erbittert die ganze Welt gegen sich. Dem Übelgelaunten wird es zur traurigen Fertigkeit, alle Gegenstände im schwärzesten Dunkel zu sehen, er wird mißtrauisch gegen jeden, der mit freundschaftlicher Hand ihm den düstern Schleier abzie-

hen möchte, der nicht auf den Gegenständen sondern auf seinem Gesichte liegt.

Aber eben das ist die Natur dieses furchtbaren Übels, daß der Mensch, den üble Laune plagt, selbst aller Heilung widersteht, daß er sich zu seinem ungefälligen Betragen berechtiget glaubt, daß er sich mit tausend Scheingründen zu beweisen sucht, nicht nur, daß er vernünftig handle, sondern daß er allein ein vernünftiges, nach festen Regeln der Gerechtigkeit verfahrendes, selbstständiges Wesen sei. Güte hält er für Schwachheit, Sanftmuth für Dummheit, Duldsamkeit und Nachgeben für Kriecherei, seine Barschheit und sein auffahrendes beleidigendes Betragen hingegen für Festigkeit des Charakters, für Geradheit und Offenheit.

So wird ein vielleicht nicht unedles Herz mit einer harten Kruste umgeben, wenn der üblen Laune das Wachsthum verstattet wird. Sanfte Empfindungen wagen sich dann nicht mehr hervor, sie werden verdrängt, wie zarte Veilchen von wucherndem Unkraut. Selbst eine gute Handlung verliert durch

die rauhe Art, wie sie gethan wird. Eine freundliche Rede, ein herzliches Zuvorkommen ist dem Betrübten oft größere Wohlthat, als eine Unterstützung mit Geld. Der Übellaunische ist ihrer nicht fähig. Schon sein düsteres Äusseres stoßt jeden von ihm hinweg, der sich ihm nähern möchte. Auf seinem Gesichte sizt mürrischer Ernst von keinem Lächeln gemildert; schwarze Wolken umlagern sein Auge, aus dem wilder Unmuth blikt, und liebende Freundlichkeit leuchtet nie auf einer Stirne, in welcher üble Laune tiefe Furchen gegraben hat. Einsam und menschenscheu irrt er umher, und verscheucht mit seiner sauren Miene jeden Ausbruch der Fröhlichkeit — absichtlich, weil für ihn der Quell reiner Freuden versiegt ist. Öde und kalt, wie der nakte Fels, auf dem kein Gräschen sproßt, steht er da, unempfindlich und unempfänglich, Freude zu geben und Freude zu nehmen. Selbst Gottes schöne Schöpfung, der Natur lachende Frühlingspracht rührt ihn nicht, die Welt ist ihm ein Tollhaus, und er wird nicht ge-

wahr, daß er der einzig Tolle ist, der Narr, der mitten unter Schätzen darbet.

Wehe dem Weibe, den Kindern, den Eltern und Geschwistern, die mit dem Übelgelaunten zusammen leben müssen! an ihnen zunächst wird er seine Laune auslassen, sie wird er als Wesen betrachten, die nur da sind, damit er über sie herrsche. Nichts werden sie ihm recht machen. Öffnet er ja einmal den Mund, so wird es nur seyn, um in Tadel und Vorwürfen zu überfliessen, er wird sie martern und darauf sinnen, stets neue Stacheln zu erfinden, die er ihnen ins Herz stoßen kann. Das zärtliche Weib, das Glück und Ruhe in seine Hände gelegt, dem er Liebe verheissen hat, und das sich jezt so schrecklich getäuscht sieht, darf nicht einmal ihren Thränen, dem einzigen Schmerzen lindernden Mittel ihres Geschlechts, freien Lauf lassen; sie leidet heimlich, bis still fressender Gram sie aufreibt. In den Herzen seiner Kinder oder Geschwister erstikt er den Keim der Zuneigung, den die gute Mutter Natur sorgfältig in sie gelegt hat; er entfernt sie

von sich, sie sehen ihn als ihren Plaggeist an, und erwarten mit heimlicher Sehnsucht den Tag, der sie von ihm trennt.

So versinkt der Übellaunische immer tiefer und tiefer, und wenn er auch einmal zur Besinnung kommt, so pakt ihn zur gerechten Vergeltung der marternde Gedanke: daß er selbst die Schuld seiner unglücklichen Gemüthsart trage, daß er das Übel in der Geburt hätte ersticken sollen und können.

Auch mich hat diese Furie einst gepeitscht und mit Schmerzen schrieb ich dieses zum Theil aus meiner eigenen Erfahrung nieder. Ich betrübte meine Eltern, ich erbitterte meine Geschwister, ich plagte mich selbst. Mein Übel war Krankheit, die ihre Ursache zunächst im Körper hatte, und auf das Gemüth übergieng. Ich war in einem hohen Grade hypochondrisch, ich glaubte, jedermann müsse Nachsicht mit mir haben, während ich sie mit Niemand hatte. Vergebt mir ihr guten Menschen, die ich beleidigte, haltet mich für einen, der am Fieber krank und seiner Sinne nicht mächtig war. Ich

selbst vergebe mir niemals, denn Kraft hat der Mensch, selbst dem Satan zu widerstehen, Kraft, seiner krankhaften Gefühle durch den bloßen Vorsaz Meister zu seyn. Zu dieser Einsicht kam ich spät, und ich danke Gott,! als für eine unschäzbare Wohlthat, daß ich noch zu dieser Einsicht kam, ehe die Krankheit ganz unheilbar geworden ist; denn dann ist es hohe Zeit, auf seiner Hut zu seyn, und dem Übel zu steuern, wenn man anfängt sich in seiner mürrischen Laune zu gefallen, wenn man diese durch Scheingründe gegen das bessere Gefühl zu vertheidigen sucht, wenn man auch in ruhigern Stunden die Ausbrüche seiner Laune für recht und gut hält. Übersiehest oder übergehest du diesen Zeitpunkt, so bist du auf dem Wege, aus Grundsaz bitter, ein Menschenhasser zu werden, und es kommt mit dir dahin, daß du einen Strick nimmst, und dich an dem ersten besten Nagel erhängst, und so dich selbst und andere von der Plage befreyest. Darum Lieber! wenn du merkest, daß Unmuth dein Herz umstricken will, daß er

sich immer fester an dich klammert, so suche dir einen Freund, der dich erinnere, wenn du auffahrend und barsch bist, und dann geh in dein Kämmerlein, und lies ein ernsthaftes Buch, das zu verstehen dir Mühe macht, oder lerne mit Anstrengung eine fremde Sprache, oder schreib' eine Abhandlung, die das Beisammenseyn aller Kräfte deines Geistes erfordert. Dieses Mittel, nebst dem festen Vorsatze, hilft, ich hab' es an mir erfahren. Wissenschaften sind die sichersten Arzneien gegen Übel solcher Art. Wenn du nun an dir gewahr worden bist, daß der Unmuth, der dich verstimmte, gewichen ist, so gehe in Gesellschaft, und sei mit guten Menschen fröhlich, oder laß Gottes frische Luft dich anwehen, gib deinen Sinnen eine unschuldige Beschäftigung, pflücke Blumen, besteige Anhöhen, und labe Herz und Aug an einer schönen Aussicht, oder laß dich mit harmlosen Landleuten in ein traußliches Gespräch ein, oder thue sonst, was dir gut dünkt, nur setze dich ausser dich, und brüte nicht über deinen Grillen. Hast

du einen Garten, so nimm den Spaden, und grabe, harke, begieße, pflanze und pfropfe, oder verrichte irgend ein anderes Geschäft, das deine Aufmerksamkeit nach Aussen zieht, und dich in Gleichmuth einwiegt.

Oder hast du Sinn und Geschick für Musik, so berühre dein Saitenspiel, daß Harmonie dein inneres Wesen umstimme, und dein steigender Ärger sich in ein sanfteres Gefühl auflöse:

Zauberisch dämpft die Musik Anfechtungen selber des Satans;
Lange Weil' und Geklätsch, und Lästerung, leidigen Zwang auch,
Fröhlich stimmt sie das Herz, und erhebt zu entschlossener Tugend.

Nur suche nicht Linderung deines Mismuths in lärmenden Gesellschaften, in den rauschenden Vergnügungen der Welt und bei Trinkgelagen; dies hieße das Übel, dem du entfliehen willst, erst recht herbeilocken. Was ist das Streben nach sinnlichen Ergötzungen anders, als Flucht vor sich selbst? Verge-

bens ist es, wenn du dir entgehen willst. Du wirst deiner übeln Laune nur dadurch los, daß du ihr gerade auf den Leib gehest, und sie zum Hause hinaus wirfst, nur dadurch, daß du deine Seelenkräfte mit Achtsamkeit auf eine Arbeit wendest, daß du statt frostiger Gastmale mit Freunden fröhlich bist, und dich durch den gegenseitigen Austausch dessen, was jeder derselben Schönes, Gutes und Angenehmes hat und weiß, erheiterst; nur dadurch endlich, daß du an dir selbst inne werdest, was Garve und Kant bestätigen, daß nemlich der Geist etwas über den Körper vermöge, daß ein fester Vorsaz und eine angestrengte Geisteskraft auch eines krankhaften Gefühls Meister werden könne und daß Schmerz und Unmuth der aushaltenden Geduld einer gegen sie sich anstämmenden Seele weiche.

Übrigens ergänze Luthers Erklärung der sechsten Bitte auch damit, daß du betest: daß uns der Teufel, die Welt und unser eigen Fleisch nicht verführe in Misglauben,

Verzweiflung, üble Laune, und andere große Schand und Laster, und, ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen, und den Sieg behalten.

8.

Der sechste Julius.

Verzeih Leser, daß ich den Gang meiner Geschichte heute lieber unterbreche als fortsetze. Es ist der 6te Julius, mir ein heiliger Tag, der Sterbetag meiner Mutter! Ach, ich war nicht an ihrem Lager, als sie starb. — Hier liegen sie vor mir, diese Zeilen, mit kaum leserlicher Hand wenige Tage vor ihrem Ende geschrieben, an mich geschrieben! sie sollen mir werth bleiben, so lang ich lebe, „ich kann nicht mehr, lebe wohl" so schließen sie. Lebe auch du wohl, theure Mutter! Das Schicksal wollte nicht, daß ich dir die Augen zudrückte, daß ich deinen Grabhügel mit meinen Thränen bethauete, aber dein seliger Geist seh' auf mich hernieder, und wehe mich an, wenn ich in den Irrgängen dieses Lebens strauchle, und dem Fall nahe bin. Du hast in der Todesstunde noch meiner gedacht, und deine lezten Worte

waren ein Gebet für mich, daß Gott mich segnen, daß ich mit Standhaftigkeit die Nachricht von deinem Tode ertragen möchte. Zwölfmal hat indessen das Jahr gewechselt, mancherlei hat sich an mir und mit mir verändert, aber dein ehrwürdiges Bild ist in meiner Seele geblieben, und soll noch ferner verbleiben. O wie reut es mich jezt, so oft dich betrübt, so oft dir durch meine mürrische Laune Kummer, durch meine Härte und meinen Starrsinn herbe Tage gemacht zu haben. Doch, du hast mir vergeben! und mir bleibt, statt alles Dankes, nichts als dein Andenken zu ehren, und deinen unsterblichen Geist Zeuge meiner Handlungen seyn zu lassen. Lebe wohl, unvergeßliche, theure, oft bekümmerte Mutter, du fromme Dulderin, lebe wohl!

Auch den Brief meines Vaters über den Abschied der Seligen will ich als ein Heiligthum bewahren, er lautet so, dieser Brief: „Sie starb Abends um halb 8 Uhr mit Ruhe, und gieng freudig dem Tod, den sie als ihren Freund ansah, entgegen. Deinen Brief,

welchen ich ihr vorlas, hat sie bei gutem Verstand angehört, und dabei gesagt, nun wohlan, so will ich gerne sterben, da ich noch einen Brief von ihm erlebt habe. — Wir haben freilich beide viel an unserer guten Mutter verloren, ich aber am meisten; wir lebten 36 Jahre in der Ehe, und haben manche traurigen Tage mit einander verlebt und getheilt; nun aber hat sie alles überwunden, und ruhet nun in dem Schoos der Erde sanft und still bis am jüngsten Tag, sie wird nicht mehr geplagt, und ist allem Kummer und Jammer entrissen." Wohl hatte sie viel Kummer in ihrem Erdenleben erfahren, viele Noth erduldet, die sie nicht verdiente. Darum starb sie auch so freudig, sie ließ ausser geliebten Personen, die sie dem Schuz des allgemeinen Menschenvaters empfahl, nichts zurück, das sie ans Irdische kettete. So stirbt nur der Arme, so nur der Glaubige, der seine Unsterblichkeit voremfindet.

9. Die

9.

Die Schule

Es ist für das Leben eines Menschen von der größten Wichtigkeit, wie die Schule beschaffen ist, in welcher er die erste Bildung erhält. Schule ist eine Welt, ein Staat im Kleinen, wie umgekehrt das ganze Leben und der Staat eine große Schule ist, aus welcher uns nur der Tod entläßt. In der Schule wird der junge Erdenbürger zuerst an Gesez und Ordnung gewöhnt, er tritt in Verhältnisse zu seines gleichen, lernt hassen und lieben, gehorchen und entsagen, mißt seine Kraft mit anderer ihrer, und übt sich, auf eigenen Füssen zu stehen, und nur das gelten zu wollen, was er werth ist. Wenn sonst nichts wäre, weswegen der Besuch einer öffentlichen Schule zu empfehlen ist, so würden die angegebenen Vortheile schon überwiegend seyn. Aber es giebt noch andere, aus der Natur der Wissenschaften

hergenommene Rücksichten, die beachtet zu werden verdienen. Aller wissenschaftliche Verkehr wird durch Gesellschaftlichkeit leichter, der Geist durch das Auffassen verschiedenartiger Ansichten ebendesselben Gegenstandes geschmeidiger, und oft lernt der Schüler von einem Einwurf, einer unerwarteten Äusserung seines Mitschülers mehr, als von dem amtsmäsigen Vortrag des Lehrers. Jedes Kind ohne Ausnahme hat Freude am Lernen, wenn nur der Lehrer es zu behandeln versteht. Diese Freude liegt in der Anlage des jugendlichen Geistes, der vermöge seiner Natur keinen Augenblick müssig, unaufhörlich strebt, so viel Dinge als er kann, zu seinem Bewußtseyn zu bringen, neue Verbindungen zu versuchen, nach Klarheit und Zusammenhang seiner Vorstellungen zu ringen. So oft ich daher die Klage vernehme, daß ein Kind nicht gerne lerne, so messe ich die Schuld den Eltern oder dem Lehrer bei, welche die kindliche Wißbegierde zu benutzen und zu lenken entweder zu träge oder zu ungeschickt sind.

Die lateinische Schule, die ich von meinem 6ten bis zu meinem vollendeten 17ten Jahre besuchte, war noch von der alten Melanchthonischen Einrichtung, und bestand aus 6 Klassen. So viele nicht zu läugnende Mängel im Verlauf von dritthalb Jahrhunderten sich in ihr eingeschlichen haben, — welche lang bestandene menschliche Einrichtung kann sich rühmen, je davon frei geblieben zu seyn? — so hatte sie doch das unschäzbar Gute, daß sie keinen Kopf verbildete, keinen Geist tödtete, sondern, wo sie Geist fand, ihm Raum ließ, sich auf seine eigenthümliche Weise zu entfalten. Dies ist etwas, das von vielen Schulanstalten unserer Zeit nicht gesagt werden kann. Es ist wahr, mit galanten Studien wurde der Kopf des Knaben nicht heimgesucht; ob die Erdkugel sich von Ost nach West, oder von West nach Ost drehe, ob der Mond einen Einfluß auf die Athmosphäre der Erde habe oder nicht, ob die deutsche Sprache mit der persischen mehr als mit der griechischen verwandt sei, wurde uns nicht gesagt, auch

würde es uns eben so gleichgültig gewesen seyn, als die spizfindige Frage, ob die Männer im Mond einen Bart haben, und ob das Halleluja der Seligen vor Gottes Thron in Jamben, Hexametern oder Reimen gesungen werde. Keine Kenntniß wurde in ihre kleinsten Theile zerlegt, und nie der Geist gezwungen, große Dinge an kleinem Stabe zu messen, sondern es wurde ihm Freiheit verstattet, sich die Begriffe so weit oder so eng zu bilden, als er konnte, es wurde der Empfindung und der Phantasie auch etwas zu thun überlassen, weislich berechnend, daß ohne sie weder ein großer Gedanke, noch eine große Unternehmung jemals zu Stande gekommen sei, noch je zu Stande kommen werde.

Ich erinnere mich noch sehr deutlich meiner Schuljahre. Die Hauptsache, die gelehrt wurde, war Latein, und in den untern Klassen neben diesem, Religion. Ob ich gleich alle sechs Klassen durchgieng, und in jeder derselben anderthalb oder auch 2 Jahre verweilte, so hab ich es doch während die-

ser langen Schulzeit im Lateinischen nicht so weit gebracht, um einen gutgeschriebenen Aufsaz, einen fehlerfreien Vers zu machen, oder mit Fertigkeit in ihr mich mündlich auszudrücken. Und wie hätte der Schüler dieses lernen sollen, da — der Lehrer es selbst nicht konnte, da einige Lehrer die geschmacklosesten und trägsten Menschen waren? und wie hätten sie dieses nicht seyn oder werden sollen, da die Vorsteher des gemeinen Wesens sich um den Zustand der Schule nichts bekümmerten, da die Lehrer unter allen Dienern des kleinen Staats am schlechtesten bezahlt wurden, und gezwungen waren, zu andern, eben nicht den anständigsten Erwerbsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen? So war einer derselben ein Taubenhändler. Andere schrieben Noten für Geld ab, oder besorgten Correcturen für die Druckerei. Alle bis auf einen waren verunglückte Kandidaten des Predigtamtes, denen man Bedenken trug, eine Kirche, aber keines, eine Schule anzuvertrauen. So waren die guten alten Einrichtungen nur noch

dem Namen nach vorhanden, kraftlose Schattengestalten, denen Geist und Leben gebrach. Der eine, von dem ich sprach, war ein junger und gelehrter Mann, der sich, ob durch Zufall oder Wahl weiß ich nicht, in diese Schule verirrte. Er hatte in Leipzig studirt, und war so eben mit schönen Kenntnissen, mit allen neuen pädagogischen Grundsätzen der Zeit, mit einer feinen äussern Bildung, die auch in Sprache und Kleidung sich ausdrückte, in die veraltete Stadt zurückgekommen. Ich, damals ein Knabe von 13 oder 14 Jahren, saß unter seinen Schülern, und er gewann mich besonders lieb. So weit es in seiner Macht stand, trieb er den alten Schlendrian aus, und führte einen neuen bessern Geist ein. Er säuberte seine Klasse von den unnützen und liederlichen Schülern, die ohne Fähigkeit und Fleiß blos der Genuß einiger dürftigen Benefizien festhielt. In das Lesen der römischen Klassiker, besonders des Nepos, mischte er so viel ästhetische, antiquarische und geographische Bemerkungen, wußte so viel zur

Sache gehöriges einzuflechten, und seinen Unterricht so zu beleben, daß die Schulstube uns ein Ort der Freude wurde. Die Anfangsgründe der griechischen Sprache machte er so leicht und anziehend, daß die bessern und fähigern seiner Schüler in kurzer Zeit so weit fortrückten, daß er mit ihnen einen leichten griechischen Autor lesen konnte. Er wußte dieses Studium selbst denen angenehm zu machen, die nicht Theologie zu studiren vorhatten. Denn damals herrschte das Vorurtheil, daß nur der Theolog griechisch und es nur so weit zu lernen brauche, als zum Verstehen des neuen Testaments nöthig sei. Auch war dieses als Lesebuch eingeführt. Unser Lehrer trug nun darauf an, neben diesem auch noch einen ächt griechischen Autor mit den Erwachsenen der nächst höhern Klasse zu lesen, und ist dadurch in den Verdacht der Ketzerei gefallen, weil man es für gottlos hielt, zu meynen, der heil. Geist habe nicht so gut griechisch verstanden, als Xenophon und Plato. Weil indeß im Kirchenrath einige aufgeklärte

Geistliche saßen, so gieng der Vorschlag durch, und neben dem neuen Testament wurde auch Geßners Chrestomathie als Schulbuch eingeführt. Den gutgesinnten und fleißigen Schülern half der Lehrer in Privatstunden nach, die er unentgeldlich gab. In diesen Privatstunden wurde alles besprochen, wofür in den öffentlichen kein Raum sich fand, sie waren Erholung und Aufmunterung. Statt Peucers trockner Oratorie las und erklärte er ausgewählte Stücke der besten damals bekannten deutschen Schriftsteller, und wirkte mit Geschmack auf den Geschmack. Hier hörte ich zum erstenmal, daß ein Haller, Uz, Spalding und Kleist in der Welt ist. Noch tönt mir die schöne Ode im Ohr und Herzen:

Die Erde hat gebebt, und ihr geborstner Grund
Die Königin am Meer verschlungen,

die wir abschreiben und auswendig lernen mußten. Wunderbarlich haben die Sprüche dieses Dichters in dieser frühen Zeit auf mich gewirkt, ich führte sie immer im Mund, und

brachte sie allenthalben an. Mein dürftiger Zustand gefiel mir, er hatte nunmehr etwas idealisches, ich knüpfte ihn an den erhabensten Stoicismus an, mit Uz sprechend:

Es (das Glück) zieh mir aus, was ich von ihm geborgt,
Und werf' allein dem ihm verkauften Schwarme
Die Güter zu, um die ich nie gesorgt,
Nackt flieh' ich in der Weisheit Arme.

Ich war innig überzeugt, daß, wie Uz mich lehrte, die Tugend allein glücklich mache, und wiederholte unzähligemal mit dem möglichsten Pathos den Vers:

Es müss' auf meiner Stirn, wenn schon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke schimmern,
Daß Tugend glücklich ist, und meine Seele lebt,
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

Ich schrieb noch lange nachher in alle meine Bücher, auf Bänke, Tische und Stammbuchblätter als Weidspruch die Worte Kleists:

Ein ruhig Herz im Thal, wo Zephyr rauscht,
Sei nie von mir für Flittergold vertauscht.

Hallers Alpen wurden stellenweise vorgelesen, erklärt, und an ihnen der Sinn für

Einfalt der Natur, unverdorbene Sitten, und für eine kräftige Sprache geweckt und geübt. Die unbefriedigt gebliebene Sehnsucht, das schweizerische Hirtenland zu sehen, erhielt ihre erste Anregung durch die schöne nun vergessene Stelle, womit Haller sein Gedicht schließt:

O selig, wer wie ihr mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speiß aus süßer Milch vergnügt.
Der sich bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasserfällen
In ungesorgten Schlaf auf weichen Rasen streckt;
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen
Noch der Trompetenschall in bangen Zelten weckt;
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß der Himmel kann sein Glücke nicht vergrößern.

Spaldings Bestimmung des Menschen, das ich durch Vermittlung des Lehrers kennen lernte, ist mir darum merkwürdig geworden, weil an diesem Buch meine angebohrne Neigung zu spekulativen Forschungen, die in meinem spätern Leben einen großen Raum

einnehmen, zuerst ihren Zunder fand. Zwar verstand ich das Buch nicht sogleich, denn es will nicht von Knabenjünglingen gelesen seyn, aber in der Folge wurde mir die Sache, von der es handelt, immer deutlicher, und die Frage, auf die es Antwort sucht, immer wichtiger.

Deutsche Aufsätze über mancherlei Gegenstände — damals in einer lateinischen Schule etwas unerhörtes — wurden gefertiget, die wir in ein reinliches Buch geschrieben, aufzeigen mußten, und die unser Lehrer sorgfältig durchgieng. Sein Lob oder Tadel gieng mir über alles. Ich hieng mit inniger Verehrung an ihm. Denn nicht nur durch den Inhalt und die Art des Unterrichts, er wirkte noch weit mehr durch die Liebe und Sanftmuth, mit der er uns behandelte, und die einen um so größern Eindruck machen mußte, da wir zu ihm aus einer Klasse kamen, in welcher der Stock unaufhörlich in Bewegung war, und Schimpfworte und Ohrfeigen gleich einer ägyptischen Landplage herrschten. Bei vielen mei=

ner Mitschüler verlor sich daher die Lust am Lernen gänzlich, und mancher gute Kopf, dessen Rücken zu zärtlich war, um Tag für Tag den Tanz des Stocks auszuhalten, gieng, die Schule verlassend, zu einem Gewerbe oder Handwerk über, zumal da gegen jenen Schuldespoten keine Hülfe zu erlangen war, und jede Klage von den Vorstehern schlechthin abgewiesen wurde. Ich selbst glaube den Schmerz auf Hand und Gesicht noch zu empfinden, den mir die Schläge verursachten, welche ich darum bekam, weil ich den Namen des Königs Pyrrhus, den ich zum erstenmal hörte, Pirrus schrieb!

So wie des verehrten Mannes Sprache rein war von Provinzialismen, sein Äusserliches immer anständig, seine Kleidung ohne Staub und Schnupftabaksflecken, so waren auch seine Sitten streng und eines öffentlichen Lehrers würdig. Nie sah man ihn in Bier- und Weinhäusern, wohl aber auf schönen Spaziergängen, in Wald und Thal. Auch uns leitete er an, die Natur mit Verstand zu betrachten, und ihre mannigfaltigen

Erzeugnisse der nähern Aufmerksamkeit zu würdigen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Stadtkinder nicht kennen, was ausser ihren Thoren ist. Viele selbst erwachsene Menschen kamen mir vor, die eine Eiche nicht von einer Linde, den Birnbaum nicht vom Apfelbaume, einen Roggenhalm nicht von einem Gerstenhalm zu unterscheiden wußten. Daß ich dieses und noch etwas mehr früh konnte, verdanke ich nächst meinen Eltern diesem meinem Lehrer. Auf seinen Rath legten wir Sammlungen von Versteinerungen, an denen die Kalksteinbrüche der Gegend besonders reich waren, von Insekten, von Baumrinden ꝛc. an. Diese Spielerei hatte, wenn auch sonst keinen, doch den unbezweifelten Nutzen, daß wir in Frei- und Erholungsstunden angenehm beschäftiget waren, nicht so leicht auf dumme Streiche, die Zeit zu tödten, oder auf gefährliche Knabenspiele verfielen, und nebenbei manche schöne Kenntnis natürlicher Dinge davon trugen, die ich wenigstens in dem spätern Bücherleben nie mehr so erworben hätte.

Es war ein Verlust für die Schulanstalt, daß dieser Mann nur wenige Jahre in ihr verweilte. Seine Brauchbarkeit zu andern Geschäften blieb seinen Obern nicht verborgen, und er ist in der Folge zu ansehnlichen Würden emporgestiegen. Doch hörte ich darum nicht auf, mit ihm in einiger Berührung zu stehen. Er nahm an allem, was mir ferner begegnete, Theil, und ist mir vielfach nützlich geworden. Ja er ist sogar in mein Schicksal verflochten; denn durch seine Vermittlung kam ich mit Menschen in Verbindungen, die noch fortdauern, weil sie unauflöslich sind, und die das Glück meines Lebens machen. Darum sei mir das Andenken des edeln Mannes werth, und verlösche nur mit dem Leben in mir. Er ist ein Beleg mehr, wie besonders Lehrer, die auf einem Posten stehen, wo sie Vielen vorleuchten, es in ihrer Gewalt haben, auf die Bildung und die Sinnesart der Jünglinge daurend zu wirken, und so einer ganzen Folge von Geschlechtern wohlthätig zu werden.

So unverantwortlich als im Lateinischen wurden wir auch im Griechischen und Hebräischen vernachlässiget. In der obern Klasse lehrte der Rektor, ein Mann, der zwar für gelehrt galt, aber alt, halb kindisch, und durchaus unfähig war, ein Ansehen über seine Schüler zu behaupten. Im Cäsar ließ er ein Kapitel lesen; war dies geschehen, so las er selbst, ohne weder Ausdruck noch Inhalt zu erklären, eine gedruckte deutsche Übersetzung ab. — Zur Übung in der griechischen Sprache diktirte er die Artikel des Apostolischen, Nizänischen und anderer Glaubensbekenntnisse lateinisch, und sezte bei jedem Worte hinzu, wie es griechisch müsse gegeben werden. — Nach einer höchst dürftigen Erklärung der ersten 10 Seiten der Danzischen hebräischen Grammatik schritt er sogleich zu den sogenannten klassischen Beweisstellen, und las und übersezte sie vor. — Beim Vortrag der Geschichte bediente er sich eines Heftes, das er von seinem Amtsvorfahr geerbt hatte, und das er ebenfalls vorlas! Natürlich war es, daß wir bei einem

solchen Verfahren auf den Unterricht, der kein Unterricht war, nicht merkten, sondern entweder Possen trieben, oder in einem Buche lasen, das uns mehr Unterhaltung verschaffte. Zum Glück wurde diesem alten Mann ein junger Kandidat als Gehülfe beigegeben, der einigermassen, da jener Kränklichkeit halber immer häufiger seine Lehrstunden versäumen mußte, durch seine Geschicklichkeit und seinen Ernst gut machte, was sonst unwiderbringlich verdorben worden wäre.

Die halbjährigen Prüfungen waren ein Schattenspiel an der Wand. Lehrer und Schüler beeiferten sich, für diesen Tag Ehre einzulegen, und die verordneten Abgesandten zu betrügen. Keine Prüfung, die feierlich zu einer bestimmten Zeit gehalten wird, ist im Stande, den Fleiß, die Kenntnisse und Fähigkeit eines Schülers zu beweisen. Die beste Prüfung ist die, wo der zu Prüfende nicht weiß, daß er geprüft wird.

Meine Vaterstadt hatte eine Menge zum Theil sehr reicher Stiftungen, aus denen

studi-

studirende Arme unterhalten werden sollten. Dies lokte viele Eltern an, ihre Söhne studiren zu lassen. Und weil Niemand eine weise Auswahl zwischen Fähigen und Unfähigen machte, sondern die Freiheit des Einzelnen, wie in diesen so in andern Dingen, so unbeschränkt als möglich gelassen wurde, so geschah es, daß viele Köpfe sich in den Gelehrtenstand eindrängten, die besser an der Hobelbank gestanden wären. Dieser Stand verlor allmählig alle Achtung; es war so weit gekommen, daß ein unbeholfener, hölzerner, alberner Mensch und ein Pfarrer bei dem feinern Theil der Bürgerschaft für einerlei galt. Nur Arme widmeten sich, kaum 2 oder 3 Beispiele in einer langen Reihe von Jahren ausgenommen, der Theologie; sie nährten sich von Lehrstunden, die sie gaben, und von Wohlthaten, die sie empfiengen. Und da selbst unter diesen Armen wieder die bessern und muntern Köpfe zur Rechtsgelehrsamkeit oder Arzneikunde übergiengen, weil sie des verachteten geistlichen Standes sich schämten,

so blieben diesem mit seltenen Ausnahmen freilich nur Menschen, die von Armuth, Verachtung, Dumpfsinn, und dem alle Kraft lähmenden Geschäft des Stundengebens gleich darniedergedrückt, allem was feine Lebensart, geselliger Umgang und mit Anstand gepaarte Freimüthigkeit heißt, immer fremde bleiben mußten. Erhielten sie endlich in ihrem 40sten oder 45sten Jahre eine Pfarre, was Wunder, daß sie diese als eine Erlösung von allem Übel, und als ein weiches Ruhebettchen ansahen, auf dem der Rest ihres Lebens sich sanft verschlafen lasse?

So war die Schule beschaffen, in deren finstern klösterlichen Mauern ich einen ansehnlichen Theil meiner Jugendstunden zubrachte, der ich einen Theil von dem, was und wie ich bin, verdanke oder als Schuld beimesse. Und doch sind auch aus dieser gebrechlichen Anstalt viele brauchbare, um Kirche und Staat verdiente, den Wissenschaften herzlich ergebene Männer, Dichter, Philosophen, Geschichtsforscher und Philologen hervorgegangen, deren zum Theil be-

rühmte Namen das deutsche Vaterland kennt und ehrt. Wo innerer Trieb ist, da sucht er hindurch zu brechen und Plaz sich zu machen, und das Beste, was ein Staat für die Bildung seiner Bürger thun kann, ist durch Lehr- und Lernzwang nicht zu binden, freie Entfaltung zu gestatten, und nicht zu verlangen, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

Französisch wurde in unserer Schule so wenig, als in den französischen Schulen deutsch gelehrt. Diese leichte Sprache, die jeder, der sie zu irgend einem Behufe nöthig hat, mit einiger Anstrengung in einem halben Jahre lernen kann, ist es nicht werth, einer alten klassischen gleichgeachtet, und als stehende Lection in unsere Studienanstalten eingeführt zu werden. Ich lernte sie bei einem alten Fourier, der sich für die Stunde mit einem Spizgläschen Branntwein bezahlen ließ, das er jedesmal beim Anfang der Lection auf einen Zug ausleerte. Italienisch hab' ich bei einem sehr unterrichteten

mit der Literatur seines Vaterlandes innig vertrauten Italiener aus Pisa gelernt.

Zwischen der also beschriebenen Schule und der Landesuniversität stand, von beiden unabhängig, aber mit beiden in Verbindung, eine Lehranstalt, die, was ihre Einrichtung betrifft, vortrefflich zu nennen war, und großen Nutzen gestiftet hat. Ich red' im perfecto, weil unsere alles zertrümmernde Zeit auch diese alte und schöne Anstalt rein vernichtet hat, ohne etwas besseres an ihre Stelle zu setzen. Sie hieß das Lyceum. Die Lehrer nannten sich Professoren und die Lehrlinge Studenten. Der Vortrag war der akademische. Treffliche Männer lehrten an dieser Anstalt; sie bildeten eine vollständige philosophische Fakultät. Ihre Vorlesungen umfaßten Philologie, Mathematik, Physik, Philosophie und Geschichte. Auch einzelne Theile der Theologie wurden von gelehrten Geistlichen vorgetragen. Mein Schicksal wollte, daß ich viele Jahre in dieser Anstalt verweilte, mancherlei Wissenschaftliches versuchte, mancherlei Vergebli-

ches unternahm, oft strauchelte, irrte, auf Abwege gerieth, mich wieder zurecht fand, und so in einem unbefriedigten seltsamen Streben Zeit und Kräfte verzehrte. Das nöthige Geld zu meinem Lebensunterhalt gewann ich damit, daß ich in alten und neuen Sprachen, in Dingen, die ich verstand und nicht verstand, Unterricht ertheilte.

10.

Jugendfreunde.

Drei Genossen meiner Jugend nenn' ich, die unter vielen andern meiner Erinnerung besonders lieb geworden sind. Der eine war ein Buchdrucker; alle Tage nach dem Feierabend kam er zu mir; jedesmal brachte er etwas Neues aus der Druckerei mit, das wir zusammen lasen, bald war es ein Gedicht, bald ein fliegendes Blatt, bald ein so eben fertig gewordener Bogen aus einem größern Buche. Ich hegte die größte Hochachtung vor allem Gedruckten, und glaubte, das müsse denn doch etwas Rechtes und Tüchtiges seyn, was durch die Presse gehe, und so viele Hände beschäftige. Stundenlang konnte ich bei seinem Setzen ihm zusehen, voll Verwunderung, wie die verlierbaren Gedanken des Manuscripts nun erst durch die beweglichen Lettern des Kastens ihre Dauer erhalten, und der Ewig-

keit entgegen gehen. Ich freute mich mit meinem Freund auf den herrlichen Tag, an welchem er unter seltsamen Gebräuchen nach vollendeter Lehrzeit in den Gesellenstand erhoben werden sollte, und einen Degen tragen dürfe. Diese Auszeichnung fand ich billig, weil ich das Buchdrucken für kein Gewerbe, sondern für eine Kunst hielt, und in allen, die sie trieben, meines Freundes Kunstsinn und Kunstachtung vermuthete.

Er gieng nach Frankfurt in die Fremde. Es war in den ersten Jahren der großen Staatenumwälzung und Rechtsverkehrung, die von dem beweglichsten und am meisten mishandelten Volke ausgieng, und sich wie eine immer höher steigende Wasserfluth über ganz Europa verbreitete. Niemand blieb in jener Zeit partheilos, alles war für oder wider. Wir wären eifrige Vertheidiger der Freiheit und Gleichheit, und sahen in den Franzosen die Befreier der Völker von mancherlei Druck. Es möchte uns schwer geworden seyn, zu sagen, worin der Druck bestehe, wir fühlten in unserer glücklichen

Verfassung keinen, und andere Staaten kannten wir nicht. Wir hörten viel von Aristokraten reden, und glaubten, alle, die man so nennte, hassen zu müssen, als Verächter der heiligsten Menschenrechte, als Bestochene oder Feige. Denn, daß der Franzosen Unwesen zu nichts führe, selbst in hohem Grad ungerecht sei, und daß man aus wirklicher Überzeugung der althergebrachten deutschen Ordnung anhangen könne, ahndete unserer unerfahrnen Seele nicht. Zu den Gegnern des Franzosenthums gehörte auch ein biederer, welterfahrner Mann, ein damals vielgelesener Schriftsteller, unser Mitbürger. Er gab seinen Unwillen gegen die Neuerer und Störer der Ordnung laut zu erkennen, und wirkte gegen sie. Dies war genug, um unsere Verehrung für ihn merklich herabzustimmen, und uns sogar schadenfroh zu machen, als ihm einige Mishandlungen auf öffentlicher Strasse wiederfuhren. Ich habe nachher die Erfahrung an mir und andern noch oft gemacht, daß nicht blos religiöse, sondern auch politische

Ideen die Menschen in Liebe und Haß trennen; daß es für jeden, der überhaupt Kraft zu urtheilen, und einen Willen hat, unmöglich ist, partheilos zu bleiben, wenn eine große Begebenheit die Meinungen der Menschen in Gegensätze theilt; daß hohe Ideen um so mehr begeistern, je weniger man sie auf deutliche Begriffe zurückzuführen weiß, je weniger man untersucht, ob sie überhaupt in unserer Welt zu realisiren sind. Erst ein kälteres Alter, eine schmerzhafte Erfahrung, mehr Kenntnis des Menschen und der Geschichte hat mich über die vermeintlichen Werkzeuge jener Ideenverwirklichung anders belehrt, ohne daß deswegen das Recht eines Volks an seiner Höhe und Würde bei mir verlohren hätte. Ich begleitete meinen Freund mehrere Stunden weit. Bei einem Kreuz an der Strasse, wo eben eine Menge Menschen andächtig knieten, nahmen wir Abschied. Wir unterhielten einen lebhaften Briefwechsel; zweierlei misfiel mir an seinen Briefen, das eine war, daß er sich immer des neuen französischen Kalenders bediente,

den ich nicht leiden konnte, weil er alle Zeitrechnung verwirrte, das andere, daß er die Franzosen Neufranken nannte. Der Name Franzos, meinte er, habe etwas Lächerliches, Läppisches, eine Größe ohne Kraft, und schicke sich nicht mehr für die Helden des Freiheitskriegs. Ich bewieß ihm dagegen aus Sprach' und Geschichte sehr gelehrt, daß der Name Franke zu edel sei, und ihnen nicht zukomme.

Ich sah diesen trefflichen Jüngling nicht wieder, er wollte seine ängstliche Wasserscheu mit Gewalt besiegen, fuhr auf einem Kahn über den hochangeschwollenen Main, der Kahn schlug um, und er ertrank in den Fluthen.

Der andere meiner Freunde war ein Sieb- und Schachtelmacher, ein trefflicher Kopf, und fester Charakter. Er hatte sich eine Sammlung seltener, jezt wenig mehr gelesener Bücher angelegt; die meisten der alten Reisebeschreibungen, eine Menge Ritterbücher, dann Opiz und Flemming, Caniz, Brockes, Hofmannswaldau und Lohen=

stein waren darunter, in denen allen er fleißig las, und Kraftstellen auswendig lernte. Dies gab ihm ein ziemlich phantastisches Ansehen, das sich auch in seiner Kleidung ausdrückte, die bald der eines Ritters, bald der eines Schäfers oder eines Türken näher kam. Dabei war er ein Liebhaber der Sternkunde, und wußte alle Sternbilder an unserm Himmel aufzusuchen und zu benennen. Er entwarf sich selbst eine Himmelskarte, und illuminirte sie. Er spielte die Maultrommel meisterlich und pfiff angenehm genug Lieder auf einem Blatt, indem er dazu in den schönen Sommernächten die lange Gasse auf und ab gieng. Ich lernte viel von ihm; er war immer lustig, selten kindisch.

Einmal nach der Lesung des Diogenes von Sinope gefielen wir uns einen ganzen Sommer und Herbst hindurch in dem Gedanken, Einsiedler zu werden. Unsere Einbildungskraft war geschäftig, diesen Gedanken auf das Reizendste auszumahlen; unsere Sonntagsgänge in Wäldern und Thälern

belebte einzig das Gespräch von der nahen Ausführung des Vorhabens, und den Mitteln dazu. Es stieß sich nur noch an eine Kleinigkeit — an die zu unserm Lebensunterhalt nöthige Geldsumme. Wir hatten nemlich ausgerechnet, daß jeder, wenn er von einem Groschen des Tags lebe, und etwa 70 Jahre alt werde, ungefähr die Summe von 1000 fl. mit in die Einsamkeit nehmen müsse, und dies war bei weitem mehr, als wir besaßen, oder aufzutreiben im Stande waren. Doch, meinte der Freund, das werde sich wohl geben, man müsse auch auf gute Leute und glückliche Zufälle rechnen, wenn wir nur erst so viel Geld zusammen brächten, als, um ohne Arbeit zu leben, für die ersten Jahre erforderlich wäre. Unter diesen Betrachtungen kam der Winter heran, und endete unsere Ausflüge und mit ihnen unsere Gespräche. An einem der kältesten Dezembertage, wo Eiszäpfchen an allen Fenstern hingen, und die Bäume des Kirchhofs voll schneeweißen Duftes standen, gieng ich zu ihm, er rieb sich die Hände,

und ich sagte: nun Freund! wie stehts mit des Diogenes Tonne? Hole der Henker den Diogenes und seine Tonne, fluchte er — ich sage dir, sezte er nach einer Weile hinzu, daß ich kein Einsiedler werde; lieber will ich in meiner Stube, wo es eben auch nicht sehr warm ist, Schachteln machen und meine Suppe verdienen, als da draussen in den Schluchten des Eselsberges mit den Füchsen heulen, und erfrieren. — So war denn auch dieser Traum, der uns eine Zeitlang so sehr belustigte, ausgeträumt, um — andern Plaz zu machen.

Von dem dritten meiner Freunde ist wenig zu sagen. Er war viele Jahre mein Schul- und Studiengenosse, mein Mitbuhler. Eifersüchtig bemerkte einer des andern Arbeiten und Fortschritte, des Lehrers Lob oder Tadel. Ich hatte mehr Neigung zur Poesie, er zur Spekulation. Damals fieng die Kantische Philosophie an, auf unserer Schule Eingang zu finden, und ein junger Geistlicher an der Hauptkirche trug in öffentlichen Vorlesungen ihre Säze vor. Mein

Freund stieg mit ihm in alle Tiefen der Metaphysik hinab, und fertigte einmal eine Abhandlung über Raum und Zeit in Kantischem Sinn, die ihm die Verfolgung seiner Mitschüler zuzog.

Wir stifteten mit einigen gleichgesinnten Jünglingen einen literarischen Verein, der sich alle Monate einmal versammelte, und in welchem jeder etwas selbstgemachtes ablesen, und der Beurtheilung der andern unterwerfen mußte. Es waren meistens übersezte Reden aus Sallust und Curtius, Gedichte, kleine Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, gedrängte Auszüge aus kürzlich gelesenen Büchern. Ich verdanke diesen Übungen viel. Sie schärften das Auffassungsvermögen, bildeten Sprache und Schreibart, erhielten die Ehrliebe rege, ohne die nichts Großes unternommen wird, und bewahrten vor manchen leichtsinnigen Handlungen, auf die der Jüngling so oft aus langer Weile verfällt, weil Niemand seinem Thätigkeitstrieb eine bessere Richtung giebt.

Es traf sich, daß das Mädchen meiner ersten Liebe auch der Gegenstand seiner zärtlichen Neigung wurde. Dies entfernte uns einige Zeit von einander. Wir wurden nicht Feinde, aber wir mieden das Zusammentreffen, so gut es die Beschränktheit des Orts erlaubte. In gesetztern Jahren gab uns diese Nebenbuhlerschaft zu manchen frohen Scherzen, zu manchen seligen Erinnerungen und trauten Gesprächen Anlaß und Stoff, und vermehrte nur das Interesse, das einer am andern fand. Wir sind jezt durch einen weiten Raum geschieden, aber unsere Geister und Herzen sind sich ewig nah; eine auf der Grundlage der Tugend und eines edlen Strebens errichtete Freundschaft zerstört keine Zeit.

Ein anderer Jugendgenosse ist merkwürdig mir geworden durch seinen Hang zu Geheimnissen, Träumen, Ahndungen und zur Geisterseherei. Er war so einheimisch in dieser dunkeln Welt, daß er darüber versäumte, sich für die irdische brauchbar zu machen, und oft in den gemeinsten Verhältnissen des

Lebens strauchelte. Ein in der Nacht geträumter Traum war ihm meistens eine Richtschnur, nach welcher er bei Tage handelte. Er glaubte das Daseyn des ewigen Juden, und wünschte sich oft das Glück, ihn von Angesicht zu sehen und zu sprechen. Wir stritten zuweilen über diese Dinge, aber meine abgezogenen Gründe vermochten nichts gegen seine vermeintlichen Erfahrungen und gegen die Menge von Thatsachen, womit er mich übertäubte. Euch Werktags-Kindern sagte er, mangelt der Sinn für das, was keinen Leib hat, nur Fest- und Sonntags-Kinder haben diesen Sinn, und ich bin ein Christsonntags-Kind. Wunderbar genug war es, daß seine Ahndungen öfters eintrafen; so erinnere ich mich, daß er einen großen Brand vorzuempfinden aussagte, und nicht zu bewegen war, durch eine gewisse Gegend der Stadt zu wandeln, wo auch wirklich einige Tage hernach ein ungeheures Feuer ausbrach, das viele Gebäude verzehrte. Dieser seltsame Mensch stürzte sich nachher, durch Verführer irre geleitet,

in

in ein wüstes Leben, und gieng zum entschiedensten Unglauben über, in welchem er, ungleich seinem vorigen Zustande, sogar an dem zu zweifeln scheint, was er siehet und was alle Menschen beweget. Uns jüngern Gesellen schwebte übrigens ein Jüngling vor Augen, an dem wir, als an einer unerreichbaren Größe hinaufschauten, den wir bewunderten, dem wir auch in Äusserlichkeiten nachzuahmen uns beeiferten. Er war groß und schön gewachsen, von nicht gemeinen Talenten, ein angenehmer Gesellschafter, wizzig, bei dem schönen Geschlecht beliebt, seiner Überlegenheit sich bewußt und oft sie misbrauchend. Wir beneideten den von uns, welchen er seiner nähern Vertraulichkeit würdigte. Aus diesem vielversprechenden Kopfe, so wie aus manchen andern, die in der Schule Aufsehen zu erregen und — wäre es auch nur durch eine moderne Frisur — hervorzustralen suchten, ist in der Folge nichts geworden; sie sind sämmtlich zu Grunde gegangen. Ordnung, Stetigkeit, Planmäßigkeit im Studiren hielten sie für pedantisch.

Fleiß, meinten sie, schicke sich nur für untergeordnete Geister. Weil ihnen das Meiste, was sie vornahmen, leicht wurde, so hatten sie eine Scheu vor dem Schweren und warfen es weg, so bald sie nicht plözlich sein Herr wurden. Sie glichen einem Strohfeuer, das zwar eine kurze Zeit hell leuchtet, aber weil es ihm an innerm Nahrungsstoff fehlt, bald gänzlich erlischt, ohne selbst eine glimmende Kohle zurück zu lassen.

II.

Wirkung in die Ferne.

Einen Mann nenn' ich, der wohlwollend und gut wie ein freundlicher Genius meine Jugend umgab, und bleibend auf mich eingewirkt hat; Johann Martin Miller ist es. Er war lange das Muster, das zu erreichen ich aus allen Kräften strebte. So weit meine Erinnerung zurück reicht in meine Knabenjahre, begegnet mir freundlich seine Gestalt; zuerst als Samstagabend-Prediger. Ein junger schöner Mann stund er auf der Kanzel in der Dämmerung, und rührte mich durch den starken aber melodischen Klang seiner Stimme. Bedeutender tritt er in meiner Erinnerung hervor als Professor der kirchlichen Dogmatik, wo ich, ein siebzehnjähriger Jüngling, zu dieses Gamaliels Füßen saß. Früh las ich seinen Siegwart, ich las ihn unter einem herrlich blühenden Apfelbaum in einer stillen Ecke

des Walles. Seit der Zeit hat Apfelblüthenbaum und Siegwart sich in meinem Kopf so vergesellschaftet, daß ich nie den einen seh', ohne dabei des andern zu gedenken, und daß ich den lieblichen Blüthenduft und das Gesurr der Bienen um mich her noch zu empfinden mir einbilden kann. Sonderbar ergriff mich dieses Buch. Das Bild der Mariane stund allenthalben vor mir. Besonders trug ich dieses auf ein junges Mädchen über, das alle Sonntag früh' in die Kirche kam, und nicht weit von mir ihren Siz hatte. In ihrem Gesicht, ihrem blauen Aug lag Engelmilde, und unaussprechliche Zartheit war über ihr ganzes Wesen verbreitet, sie schien das Modell gewesen zu seyn, von dem Guido Reni seine Madonna genommen hat. Mein Herz pochte, so oft die schlanke Gestalt in die mittlere Halle der Kirche eintrat, und ich war selig, wenn sie meinem Gruß einen freundlichen Dank nickte. Sie ist nachher die Gattin eines sehr unsiegwartischen Gesellen geworden, und früh gestorben.

Siegwart, dieses so vielfach getadelte und verspottete Buch, enthält wahre, gefühlte Empfindung, wie könnte es sonst bei seinem Erscheinen und noch lange nachher die Gemüther so allmächtig ergriffen haben? Eine Schrift, die nichts werth ist, die von keiner Seite den Leser berührt, wirkt auch nichts. Miller wollte die Wirkung, die sein Siegwart that, in seinen spätern Romanen noch verstärken, und fiel dadurch, daß er über die Grenzlinie des Wahren hinausgieng, nicht selten in das Übertriebene und Abgeschmackte, dafür sind diese auch vergessen, während jener immer eine denkwürdige Erscheinung in der schönen Literatur unsers Vaterlands bleiben wird, innerhalb weniger Jahre 3 Auflagen und wohl eben so viel Nachdrücke erlebte, und jezt schon nicht mehr im Buchhandel zu haben ist. Der Briefwechsel dreier akademischer Freunde war für die, denen er geschrieben ist, gut berechnet, lehrreich und neu, voll Lieb' und Eifer für das Bessere. Ein anders Buch Millers, die Geschichte Gottfried Walters, eines Tischlers,

und des Städtleins Erlenburg, zog mich ungemein an, ich las es mit meiner Mutter, die eine große Liebhaberin von dergleichen Schriften war. In dieser Geschichte ist der Volkston so gut getroffen und gehalten, wie von einer andern Seite in desselben Verfassers Predigten für das Landvolk, die noch jezt eines meiner Lieblingsbücher sind, in welchen ich die ächte Popularität, nicht des Ausdrucks, sondern der Sache, studire.

Durch meinen Freund, den Buchdrucker, erhielt ich J. M. Millers Gedichte. Ich las sie so wiederholt, und eine so lange Zeit hindurch, daß ich sie auswendig weiß. Viele dieser Lieder leben im Munde des ganzen deutschen Volks; wer sollte nicht die zarten Gesänge: Traurig sehen wir uns an ꝛc. — Was frag ich viel nach Geld und Gut ꝛc. — Das ganze Dorf versammelt sich ꝛc. — Es war einmal ein Gärtner ꝛc. — kennen, und nicht wünschen, lieber einen einzigen derselben, als manches dicke liederreiche Buch verfaßt zu haben? Die Fülle der Empfindung, die glückliche leicht dahin fliessende

Verskunst, die gefälligen Sylbenmaße, die Natürlichkeit des Ausdrucks, die Einfalt der Gedanken, welches die meisten der Millerschen Gedichte auszeichnet, berührte so sehr mein Inneres, und bestach so sehr mein Urtheil, daß ich lange kein Gedicht wollte als solches gelten lassen, das nicht in Millers Tonweise gedichtet war. An Schillern, den ich spät, und zum Unglück zuerst aus den Gedichten an Laura in Almanachen kennen lernte, fand ich daher lange keinen Geschmack, ich blieb gegen ihn eingenommen, bis ich Ritter Toggenburg las, das mich mit einem Mal umstimmte, und mir den Sinn für höhere Poesie aufschloß.

Millers Gedichte, an sich schon mein Ideal der Dicht- und Verskunst, wurden mir dadurch noch werther, daß sie durch die Hand meiner Geliebten giengen, die ihre Lieblingslieder mit Bleystiftstrichen bezeichnete, und so dem Buch eine heilige Weihe gab. Noch jezt, 20 Jahre später, haben diese Striche ihren magischen Zauber nicht ganz verloren, denn nie kann ich sie sehen,

ohne daß eine wehmüthige Empfindung mein Herz erfüllt über die verschwundene glückliche poetische Zeit meiner Jugend und der ersten Liebe. Jedes mit einem Strich bezeichnete Lied ist mir ein Ton, der aus einem frühern Leben, aus einer andern Welt herüberschallt, und mich wunderbarlich anregt. Wie mit einem Schlage versezt es mich in das frühe Jünglingsalter, und vergegenwärtiget mir jede Lage, jeden Ort, jedes traute Gespräch vergangener Zeiten. Denn das ist die Natur der ersten Liebe, daß man mit behaglichem Wohlgefallen ihrer denkt, und daß ihr Zauber, eben weil er phantastisch ist, nie aufgelöst wird.

Durch Millers Gedichte wurde ich auch mit Hölty, Voß, Bürger, so wie mit dem ganzen Kreise der Dichterjünglinge bekannt, die in den Siebziger Jahren zu Göttingen studirten. Ganz Deutschland hat die Wirkung jenes freiwilligen Vereins empfunden, und so gieng sie auch an mir bildend und erregend vorüber.

Stand Miller als Dichter in einer allgemeinen Beziehung zu mir, so trat ich in ein noch näheres Verhältnis zu ihm, als er mein Beichtvater wurde. Der schon vorher Verehrte, stand nun im Beichtstuhl vor mir, gab mir zum erstenmal die Hand, ihm hielt ich mein Sündenbekenntnis vor, er ertheilte mir im Namen Christi die Absolution! Von nun an nahm auch er eine nähere Kenntnis von mir, verschaffte mir Gönner und Freunde und lenkte zum Theil mein wissenschaftliches Bemühen. Bald aber rückte sich dieser Mann mir immer mehr aus dem Gesichte. Ich, indessen auch in meinem Wissen und Leben mündig, in meinen Ansichten freier, in meinen Urtheilen kühner geworden, hörte auf, in einem andern Verhältnisse als dem der Dankbarkeit mit ihm zu stehen. Ich sah ihn nicht mehr.

12.

Der Freund auf dem Lande.

Ich hatte von Jugend auf eine Vorliebe für das Land, und alles was vom Lande kommt und auf dem Lande wohnt. Ausflüge auf das Land waren daher nicht selten, und ich konnte mich lange vorher darauf freuen. Kaum waren die Schulferien angebrochen, die zum Unglück immer in die Regenzeit um Johannis fielen, so eilte ich mit einem meiner Genossen auch schon aus den Thoren. Die kurze Reise gieng meistens in ein fruchtbares mit Dörfern angefülltes Thal, dessen Seitenwände, hohe und steile Felsmassen, wir hinankletterten, um die Reste alter verfallener Burgen aufzusuchen, die hie und da noch zu sehen waren. Das Alterthümliche hat einen großen Reiz für die Jugend; die Stätte, wo ein berühmtes Geschlecht hausete, wo ein denkwürdiger Mensch begraben liegt; die Waffe, die ein Held einst getragen; der Baum, an dem eine Sage

der Vorzeit haftet, ist heilig, dies fühlt jedes sinnvolle Gemüth. — Da, wo das Thal am engsten zusammengepreßt ist, und der Fluß wild über Kiesel und Felsstücke dahinrauscht, befindet sich ein altes Badgebäude mit einem eisenhaltigen Sauerbrunnen, dessen Quelle reinlich in Stein gefaßt ist. Hieher gieng unser Weg zuerst, hier labten und stärkten wir uns durch einen Trunk des köstlichsten Wassers, und schlürften wie aus Lethes Fluth ein seliges Vergessen alles Schulzwanges und des ganzen beengenden Stadtlebens ein. Oft wandelt mich eine Sehnsucht an, die herrlichen Gefilde noch einmal zu begrüssen, noch einmal am runden Tisch im Schatten der hohen Linde den Becher Wein zu leeren, der des Wirthes liebliche Tochter brachte, oder die Warte zu besteigen, und mit einem Blick die Landschaft zu überschauen, deren Schönheit in der Morgenröthe des Lebens mich so oft beglückte! Vielleicht, daß ihr Zauber auch in der Mittagshöhe desselben noch mit gewohnter Kraft auf mich wirken würde.

Geld brauchten wir bei diesen Ausflügen wenig; weil die gastfreundlichen und wohlhabenden Pfarrer der Gegend, deren Söhne oder Verwandte zum Theil unsere Mitschüler waren, uns mit Vergnügen zum ländlichen Mittagsmahl einluden, oder eine Nachtherberg uns anboten. Nur einer derselben war ein Filz. Wir hörten ihn einmal, da wir uns seiner Gartenhecke näherten, ziemlich laut rufen: Frau thu's Brod weg, da kommen hungrige Scholaren! Er hätte sich unsern Spott ersparen können, da wir nicht gesonnen waren, bei ihm einzusprechen.

Nach einer solchen Wanderung über Berg und Thal, die selten über 4 Tage dauerte, erfrischt durch Bewegung und reinen Naturgenuß, kehrten wir gestärkt an Leib und Seele zurück, und zehrten an dem eingesammelten Stoff, bis ein neuer Ausflug den frühern vergessen machte.

Nur wenige Stunden von meiner Vaterstadt war ein Pfarrer, den ich besonders oft besuchte. Wir hießen uns Vettern, weil

wir im 8ten Glied vielleicht verwandt wa- ren. In alten kleinen Städten werden auch weitläuftige Verwandtschaften in Ehren ge- halten, und man schämt sich ihrer nicht so leicht wie in großen und reichen, wo nur die als verwandt sich ansehen, die einerlei Blut in ihren Kassen haben. Dieser redliche und kenntnißreiche Mann hatte ein unglück- liches Schicksal gehabt. Er schrieb in frü- hern Jahren einen Roman, der ihm die Verfolgung seiner geistlichen Obern zuzog, weil die Wächter des Glaubens Schilderun- gen von sich selbst, die sie nicht gut hießen, und Meinungen darin fanden, die mit dem kirchlichen Lehrbegriff nicht übereinzustimmen schienen. Das Buch wurde verboten, und der Verfasser vom Predigtamt ausgeschlos- sen. Er wanderte über die Grenze. Zwar wurde er nach einigen Jahren zurückberufen, und erhielt eine Pfarre, die aber so schlecht war, daß er seine zahlreich gewordene Fa- milie nicht ohne Schulden ernähren konnte. Sein ganzes Leben hindurch hat er die Fol- gen seiner Schriftstellerei getragen, die auch

darum eine unglückliche zu nennen seyn mag, weil der Roman schlecht, ohne Phantasie, ohne Kenntnis der Menschen und der Leidenschaften angelegt war. Sein Hauswesen blieb um so mehr zerrüttet, da bei manchem Talent, das er besaß, ihm gerade das mangelte, was ihm in seiner Lage am meisten zu wünschen gewesen wäre, das eines guten Haushalters. Diesen Mann nun in seinem kleinen, reinlichen, wasserreichen Dörfchen, in seinem freundlichen gartenumgebenen Pfarrhof besuchte ich fleißig, und lernte vieles von ihm. Er hatte Bücher, und gerade solche, nach denen ich am begierigsten war, und die in das breite und weite Fach einschlagen, welches man schöne Literatur nennt. Da sah ich die Schriften von Sulzer und Mendelsohn, von Abbt, Geßner, Wieland, Klopstock, und viele andere, die in den Sechziger Jahren in Deutschland geschrieben waren, und damals mehr oder weniger Aufsehen erregt hatten. Da sah ich auch Remmlers Batteux, der mich besonders anzog. Dieses Buch ist mir denkwürdig, obgleich nicht sehr

ersprießlich geworden, weil es mich grübeln machte, über das, was mit reiner Seele genossen werden soll; weil es in mir den Gedanken erregte, daß Klassifikation und Regelrichtigkeit das erste sei, worauf bei einem poetischen Werk müsse gesehen werden; daß ein Gedicht, welches sich nicht schicklich in eine der üblichen Dichtungsarten bringen lasse, kein rechtes Gedicht sei, und überhaupt, weil es mich irre leitete über das Wesen der Kunst, und schuld war, daß ich von der falschen Ansicht, die es mir gab, nur mit Mühe und spät mich losriß. Nüzlich ist es mir hingegen dadurch geworden, daß ich eine Menge Stellen aus alten und fremden Dichtern in demselben kennen lernte, die mich beschäftigten und anregten. Ich habe in der Folge viel Zeit mit dem Lesen von sogenannten Theorien der schönen Wissenschaften verdorben, und selten irgend einen Gewinn davon getragen.

Mein Freund, der Pfarrer, war ein Verehrer Klopstocks, und ein Bewunderer seiner Werke. Er suchte in mir die gleiche

Liebe zu denselben anzufachen. Dies gelang ihm in so weit, daß, wenn von Klopstock unter meinen Schulgenossen die Rede war, Niemand den Mund voller nahm als ich; demungeachtet verschob ich von Jahr zu Jahr seine Schriften zu lesen. Dies kam daher, weil ich nicht sogleich beim Aufschlagen des Buchs eine Stelle fand, die mich anzog und zum Weiterlesen einlud. Als ich mich endlich zwang, den Messias durchzulesen, konnt' ich es nur absazweise, und nach Zwischenräumen von Wochen und Tagen. Die Flüge zwischen den Sternen im luftleeren Raum, die langen Gespräche und Reden der Engel und Seelen waren mir höchlich zuwider, meine Phantasie konnte nicht nachkommen, sie fand keinen Haltpunkt. Besser behagten mir die Auftritte, die auf dem festen und bekannten Boden der Erde vorfallen, obgleich auch da alles nebelartig ist, und die Personen, wie Gestalten in weiter duftiger Ferne, sich in einander verliehren. Auch die Oden, diese seltsame Zwitterart von Poesie und Prosa, gefielen mir nicht, sie

waren mir zu kunstreich gedrechselt und verrenkt, sie gaben mir zu wenig Inhalt, und ich konnte, wenn ich das Buch zumachte, selten sagen, was ich gelesen. Die Poesie, meinte ich, müsse nicht verwirren, sondern entwirren, nicht verdunkeln, sondern erhellen, durch sie müsse jeder Gegenstand, jeder Begriff, das Menschenleben und die Geschichte an Licht gewinnen, und das Unsichtbare einen Körper bekommen, den ich schauen, betasten und unterscheiden könne. Diese meine geheimen Urtheile über die gepriesenen Dichterwerke laut zu sagen wagt' ich nicht, weil ich fürchtete, für einen undeutschen Barbaren gehalten, und mit Steinen geworfen zu werden. Aber erfreulich war es mir, wenn ich im spätern Leben nicht wenige Männer fand, die eben so dachten, wie ich. Es bestärkte mich in der lang gehegten Meinung, daß jene Dichtungen gewissen Naturen nicht zusagen.

Meine Theologie war bisher noch größtentheils, wie ich sie in der Kindheit von meinen Eltern empfangen hatte, sie ruhte

auf dem Grunde des Glaubens. Der Pfarrer erwies mir einen schlechten Dienst, daß er, obwohl mit redlicher Absicht, diesen Grund an manchen Stellen wanken machte, und mich aufklärte. Ich wurde in nichts klarer, aber ich wurde irre. Kein Aufklärer bedenkt, daß gewisse Ideen, wenn man sie in den Kreis des Begreiflichen und Alltäglichen herabzieht, ihre wohlthätige Wirkung auf den Menschen verlieren, und aufhören, ihn zum Handeln zu erregen. Alles, was je Großes und Schönes von Menschen und unter Menschen geschehen ist, nahm seinen Ursprung aus dem heiligen Dunkel der Phantasie. Alle Religion, alle Wissenschaft und Kunst, alles begeisternde Gefühl müßte verschwinden, wenn es gelingen könnte, dem Menschen den Zugang zu dem Reich der Ideen zu verrammeln, und ihn blos auf der breiten Wiese des Gewöhnlichen grasen zu lassen, aber es kann nicht gelingen, dafür ist von Ewigkeit her gesorgt. Das, was alle Herzen beweget, liegt ausser der Willkühr der Menschen.

Von einer andern Seite hingegen verdanke ich diesem redlichen Freund manche Berichtigung meiner Erkenntnisse, Duldsamkeit gegen Andersdenkende, die er lehrte und übte, vor allen aber Liebe zur Ordnung und klare Übersicht des Hauswesens, die er nicht übte, die ich aber aus den verdrüßlichen Folgen, in die ihn der Geist der Unordnung oft verwickelte, mir abzog und aneignete. Ich stund lange mit ihm in vertraulichem Briefwechsel. Die Reste seiner Briefe, die sich erhalten haben, sind mir werth; ihr Inhalt ist lehrreich, ihr Styl fliessend und natürlich, Abdruck seiner Denkart. Er starb früh. Seiner Waisen nahmen sich die zahlreichen Freunde an, die ihn hier auf Erden geliebt hatten. Sein Andenken sei mir ehrwürdig und erlösche nur, wann ich selbst dahin gehe, von wannen keiner zurückkehrt.

13.

Wieland.

Die große Einwirkung dieses Mannes auf seine Zeit- und Volksgenossen gieng auch an mir nicht spurlos vorüber. Er war zu der Zeit, in die meine Jugend fällt, der Liebling der lesenden Deutschen, und der gepriesenste Dichter. Bald drang der Ruf seines Namens auch zu meinen noch kindischen Ohren. Ein Buchbinder und Bücherverleiher besaß die Karlsruher bekannte Sammlung der besten prosaischen Schriftsteller und Dichter. Da griff ich denn, weil Niemand meine Wahl leitete, auf Gerathewohl hinein. Das erste, was mir in die Hand fiel, war die Geschichte der Fräulein von Sternheim. Die geistreiche Laroche schrieb dieses Buch wohl nicht für unreife Jünglinge und Mädchen. Mir schadete es; ich habe seitdem diesen Roman nicht mehr gesehen oder gelesen, und doch ist mir eine

Stelle noch jezt sehr wohl erinnerlich, die ehemals meine Phantasie vielfach beunruhigte und mit unreinen Bildern erfüllte, ein Beweiß, welchen Eindruck auf meine unerfahrne Seele sie mag gemacht haben, da er allein unverwischt blieb, nachdem alles andere, was das Buch sonst noch enthält, so gänzlich ausgelöscht ist. Mögen Eltern und Lehrer sich dies einen Wink seyn lassen, die Leserei ihrer Untergebenen nicht dem Zufalle preiszugeben, sondern mit Klugheit zu lenken, und ihnen, wenn es ja gelesen seyn muß, solche Bücher unterzuschieben, die mit der Reife ihres Alters, und mit der Stärke oder Schwäche ihres Charakters in einem richtigen Verhältnisse stehen. Diesen Dienst erzeigte mir Niemand, und so war das zweite Buch, das ich unter Wielands Namen herausgriff, ein elendes Machwerk, das ich wegwarf, und das alle Lust, Wielands Schriften zu lesen, mir eine Zeitlang verleidete, es hieß kleine Chronik des Königreichs Tatojaba. Später fiel mir Agathon in die Hände, der mir mehr zusagte,

den ich um so wiederholter las, weil die Darstellung griechischer Sitten den Reiz der Neuheit hatte, und mich in eine fremde, aber liebliche, magische Welt versezte. Von dieser Zeit an wurde der Lieblingsschriftsteller der auf französischen Fuß gebildeten Welt um so mehr auch der meinige, da ich bereits angefangen hatte, in der französischen schönen Literatur einheimisch zu werden, und viele Zeit mit dem Lesen französischer Romane oder sogenannter Contes moraux zu verderben. Eh' ich noch 20 Jahre alt war, hatte ich alle Schriften Wielands, so viel ihrer damals bekannt waren, mehrmals gelesen.

Die innere Geschichte dieses seltsamen und vielgestaltigen, aber in seiner Vielgestaltigkeit doch wieder einförmigen Schriftstellers ist, wenigstens mir, völlig unbekannt. Wüßte ich sie, so könnte ich vielleicht richtiger über seine Erzeugnisse urtheilen. Eine frühe und besonders vertraute Bekanntschaft mit den Franzosen scheint ihn auf die Bahn geleitet zu haben, auf welcher wir ihn erblicken.

Amadis und Idris sind Nachahmungen eines fremden Himmelstrichs, eines undeutschen Genius, und der unendlichen Mühe nicht werth, die der Vers- und Stanzenbau ihren Verfasser mag gekostet haben. Freund Bernhaupt sagt mir, daß sie schon jezt nicht mehr gelesen, und ehe fünfzig Jahre verfliessen, nur noch dem Literator werth seyn werden. — Meß' ich den Eindruck auf die Mehrzahl nach dem ab, den jene Gedichte auf mich machten, so ist nichts gewisser. Ich wäre nicht im Stande, ihren Inhalt und ihren Unterschied aus dem Gedächtnis anzugeben; ein schlimmes Zeichen für ein Gedichtwerk, das man, bis auf Namen und Gattung, so rein vergessen kann! Ganz anders verhält es sich mit Oberon. Die Fabel ist glücklicher gewählt, der Held von Anfang an wichtig, die Darstellung gemüthsvoll und mit ungemeiner Leichtigkeit ausgeführt, der Versbau vortrefflich und voll Wohlklang. Dieses Gedicht gehört der deutschen Nation und Sprache eigenthümlich an, das fühlt jeder, es ist ihr nicht aufgedrun-

gen, darum wird es auch leben, so lang jene vorhanden sind. — Von den philosophischen und politischen Schriften dieses Verfassers weiß ich wenig mehr zu sagen, sie sind kaum eine Lesung für Jünglinge, sondern für gereifte Männer; aber diese werden zu allen Zeiten einen reichen Schaz von Erfahrungen und scharfsinnigen Beobachtungen, von Verstand und gesunder Ansicht der menschlichen Dinge darin finden. Daß Wieland unter den Alten den Lucian, Horaz und Cicero zu Lieblingen wählte, giebt Aufschluß über seine Geisteseigenthümlichkeit; er fühlte sich ihnen an Denkart verwandt. Eine leichte, frohsinnige, nichts zu ernsthaft nehmende Philosophie zeichnet diesen wie jene aus.

Franzosen, die ihn, uns und sich damit zu ehren glaubten, haben Wieland den Voltaire der Deutschen genannt. Allein das ist er keinesweges, oder ist es nur in sehr oberflächlicher Beziehung. Voltaire ist der franzosenartigste Franzos mit allen Vorzügen und Mängeln seines Volks, und dessen größ-

ter Dichter. Dies gilt nicht in gleichem Maase von Wieland. Nur die in seinen poetischen Darstellungen durchgängig herrschende Sinnlichkeit der Liebe, der psychologische Sinn in seinen philosophischen, und die Flucht vor dem Wunder leihen ihm einige Ähnlichkeit mit Voltaire, und machen ihn mehr als jeden andern deutschen Dichter den Franzosen genießbar; dahingegen Lessing, Göthe, Schiller, ihnen zu schwer und unübersezbar scheinen.

Bernhaupt sagt' mir auch, daß einige anfangen, Wieland nicht als einen Dichter gelten zu lassen, und ihm alles Verdienst abzusprechen. Diese Einige mögen wohl Studenten seyn, wie der, so neulich ein Mittagsmahl sich bei mir gefallen ließ, und zum Dank dafür mir den alten Kant schmählich heruntersetzte! oder Anfänger in der kritischen Kunst, die ihre Proberercitia machen. Das Volk denkt besser, urtheilt gesunder; es nimmt dankbar an, was Jeder Gutes ihm beut, und verlangt nicht, daß allen Bäumen eine Rinde wachse, oder alle Äpfel

gleichen Geschmack haben. Auch wird Niemand so unvernünftig seyn, zu wünschen, daß dieser Mann nie Schriftsteller gewesen wäre; er gehört nothwendig in den Kreis unsrer Literatur, ohne ihn wäre eine Menge Gedanken, Ansichten, Formen, schöne Darstellungen, die nur dieser und kein anderer Geist geben konnte, nicht in Umlauf. Was die deutsche Sprache durch ihn vor dreissig und vierzig Jahren gewonnen hat, ist jedem der Jeztlebenden klar, und wenige werden seyn, die nicht von ihm gelernt haben. Auf mich hat das Lesen Wielandischer Schriften eine größere Wirkung gethan, als ich jezt noch anzugeben im Stande bin. Da er fast das einzige Muster meiner Prosa war, so gewöhnte ich mir unvermerkt seinen eingeschachtelten Periodenbau an, und es kostete mich Mühe, die Länge der Sätze in der Folge wieder los zu werden. Wielands nüchterner Verstand ist das beste Mittel gegen Schwärmereien aller Art. Dieses hat sich auch an mir bewährt. Ihm verdank' ich unter manchen andern auch die

Haltung, sich durch anscheinende Unerklärlichkeiten nicht sogleich irre machen zu lassen, und den Täuschungen der Einbildungskraft auf die Spur zu kommen, — und dies ist allerdings auch Dankes werth.

14.

Erste Liebe.

Es war der erste Mai, als ich, ein Buch in der Hand, in einem Gehölze den Strom entlang schlenderte. Ich pflegte diesen Festtag der Natur alle Jahre damit zu feiern, daß ich ihn ganz im Freien zubrachte, und auch auf einem schön gelegenen Meyerhof aß und trank. Diesesmal wurde ich aus meiner tiefen Selbstvergessenheit durch ein klägliches Geschrei aufgeschreckt. Ich eilte an den Ort, woher es kam, und fand einen eilfjährigen Knaben, der in eines der stehenden Nebenwasser gefallen war, und einen Büschel Weidenruthen festhielt, sich vor dem Untersinken zu schützen. Die Stelle des Wassers war nicht gefährlich für einen Erwachsenen, und ich zog ihn ohne viel Anstrengung aufs Trockne. Sobald der Knabe sich gerettet sah, und die Furcht des Ertrinkens von ihm genommen war, überfiel

ihn eine andere Angst, die vor den strengen Verweisen seines Kostherrn, wenn er in nassen Kleidern nach Hause käme. Ich half ihm die Kleider ausziehen, auswinden und in das Gras breiten. In weniger als einer Stunde waren sie bei dem heissen Sonnenstral trocken, ich geleitete ihn bis an die Gärten, wo ich meinen Weg anders wohin nahm. Es war der Sohn eines Beamten auf dem Lande, der die Stadtschulen besuchte. Ich hatte diese Begebenheit bereits vergessen, und vermuthete auch nicht, daß der Knabe mich gekannt, als sich eines Morgens seine Mutter zu mir bemühte, und mir für die Rettung ihres Sohnes in den herzlichsten Ausdrücken dankte. So sehr ich sie auch versicherte, daß ich dabei ohne alles Verdienst und daß die Gefahr unbedeutend gewesen sei, so beharrte sie doch darauf, daß ohne meine Hülfe ihr Helm ertrunken wäre. Sie fügte eine so freundliche Einladung hinzu, daß ich doch in den Pfingsttagen mit ihrem Sohn auf das Land zu ihnen kommen möchte, daß ich es versprach

und hielt. Das Dörfchen, wo der Beamte wohnte, hat eine wildschöne Lage, es ist versteckt vor den Augen aller Menschen, rings von dichtem Laubgehölz umgeben, in der Nähe triftenreicher Thäler, die mit dem frischesten Grün und mit dem buntesten und üppigsten Blumenschmelz prangen. Die Naturschönheit dieses Orts bezauberte mich so, daß er sich seitdem als ein irdisches Paradies in meiner Einbildungskraft festgesezt hat. Der Beamte, ein bejahrter, dicker, unbehülflicher Mann von wenig Worten, gieng mit der ältesten Tochter uns des Weges, den wir kommen mußten, eine Strecke entgegen, drückte mir Unbekannten treuherzig die Hand und hieß mich willkommen. Helm, sagte das Mädchen, du hast uns einen großen Schreck, aber auch eine rechte Freude gemacht. Dann wandte sie sich zu mir und bat mich, es auf dem Lande mir einige Tage gefallen zu lassen.

Der Ton und die Lebensweise in diesem Hause war so, daß ich bald meine Verlegenheit ablegte, zutraulich und einheimisch

wurde. Julie war damals 17 Jahre alt, von einnehmender Gesichtsbildung und schlankem Wuchs. Anmuthig waren alle ihre Bewegungen, und ihr Gang hatte etwas Sylfenhaftes und Schwebendes. Sanftmuth, Zartheit und holde Einfalt der Natur war über ihr ganzes Wesen verbreitet; so lebt sie, ewig jugendlich, noch jezt in meiner Erinnerung.

Ich blieb 8 Tage da. Als ich wieder in der Stadt war, fühlte ich mein ganzes Wesen verändert. Eine unnennbare Sehnsucht bemeisterte sich meiner Seele, sie hatte für keinen andern Gedanken, für keine andere Empfindung Raum, als für Julien. Ich schrieb ihren Eltern eine Danksagung für die freundliche Aufnahme, und hatte die Freude, daß Julie mir in der Eltern Namen antwortete, und eine erneuerte Einladung hinzufügte. Von dieser Zeit an kam ich öfters; es entspann sich ein inniges Verhältnis zwischen mir und Julien, dem ich viel selige Tage und Stunden verdanke; wir nannten es Freundschaft, weil wir uns

sorgfältig hüteten, den Namen Liebe auszusprechen. Ich ward ein anderer; das Gefühl, von einem edeln zarten Mädchen geliebt und vorgezogen zu werden, erhöhete meine Seelenkräfte, ich faßte Zutrauen zu mir selbst, wurde muthiger, thätiger, in meinen Hoffnungen und Planen kühner, meine Schüchternheit verlor sich, ich hatte einen Mittelpunkt gefunden, auf den sich alles bezog, für den ich alles unternahm.

Fünf Jahre dauerte dieses schöne Verhältnis; dann legten sich feindliche Mächte, Eris und Plutus, dazwischen, und zerrissen daran, was irdisch war, was aber himmlisch ist, dankbare Anerkennung, innige gefühlte Werthschätzung, das ließen sie ungetastet, das zerstört auch keine Zeit.

15.

Abschied.

Ich hatte die Schule nicht spornstreichs durchlaufen, sondern im Schneckengang durchkrochen, und darüber das 25ste Jahr erreicht. Jezt sollte ich die Universität beziehen, und ich meldete mich deßhalb bei einem alten Geistlichen, an welchem, da das Lyceum keinen eigentlichen Director hatte, diesmal die Reihe war, die Abgehenden zu prüfen. Dieser Mann war ein siebenzigjähriger Greis, und galt in der ganzen Stadt für einen Sonderling, dem man aber seine Auffallenheiten und wunderlichen Meinungen des hohen Alters und unbescholtenen Wandels wegen zu gut hielt. Er war nie verheirathet, und lebte mit einer alten Magd und einer jungen Nichte einfach und zufrieden. Sein Amt versah er mit Munterkeit, und ob er gleich kein beliebter Prediger war, so hatte er doch viele Beicht-

kinder, weil er ein treuer, uneigennütziger Vater und Berather aller derer war, die sich seiner Seelsorge anvertraut hatten. Er las wenig, aber dachte viel, und wenn er las, so waren es alte Bücher, denn von der neuen Weisheit und dem modischen Christenthum hielt er nichts; von diesem sagte er: dein Silber ist Schaum worden, und von jener: dein Getränk ist mit Wasser vermischt. Gewöhnlich fügte er dann aus Jesaias die warnende Weissagung hinzu: Der Herr wird den Scheitel der Töchter Zion kahl machen, und ihr Geschmeide wegnehmen, und wird Stank für Gutgeruch seyn, und ein loses Band für einen Gürtel, und eine Glatze für ein kraus Haar, und für einen weiten Mantel ein enger Sack.

Die Bibel wußte er auswendig, und er pflegte von sich zu rühmen, wenn dieses theure Buch durch ein sonderbares Verhängnis von der Erde verschwände, so getraue er sich, es aus dem Gedächtnisse wieder herzustellen. Er war ein vortrefflicher Lateiner, und in den Kirchenvätern sehr be-

lesen, aber ein Feind aller Buchmacher, die er Seelenverkäuffer nannte. Das goldene Alter sezte er dahin, wo es kein Geld und keine Bücher gibt. Bibel und Gesangbuch, sagte er, ist genug, damit reicht ein Christenmensch aus, was drüber ist, ist vom Übel und führt zum Übel. Bibel und Gesangbuch ist Hausmannskost, alles Übrige ist Zucker und Naschwerk, das den Magen verderbt.

Den Universitäten war er gram; das Schlimmste, was er ihnen nachsagte, war, daß sie die Zersplitterung der Wissenschaften hervorgebracht hätten, und noch täglich weiter trieben; daß sie Marktplätze wären, wo jeder sich nach einerlei Listen zugeschnittene Schuhe kaufe, von denen er hintennach finde, daß sie im Gehen ihn drücken; daß sie dem gesunden Naturjüngling den Kopf verrükten, und ihn glauben machten, mit einem abstrakten Wort habe er auch die Sache, mit einem System auch die wirklichen Verhältnisse der Dinge gefangen. Die wahre Probe ist die leibliche und geistige

Anschauung, von der geht alles aus, auf die muß alles zurückkommen. Alle Wahrheit und Gewißheit beruht auf ihr. Von Gott selbst, der die Wahrheit, Güt' und Liebe ist, kann ich nur durch unmittelbare Anschauung, durch lebendigen Glauben, nicht durch Abstraktion und Demonstration gewiß werden. Nimm dem Menschen diesen lebendigen Glauben, und mach' ihn zu einem bloßen Verstandesding, er ist das wildeste aller Thiere, der ärgste aller Teufel.

Auf Mathematik hielt er viel; er empfahl mir das eifrige Studium derselben. Gott selbst, sagte er, ist der größte Meßkünstler, alles hat er nach Maaß und Zahl, Gewicht und Verhältniß geordnet. In Figur und Zahl liegt das Geheimniß der Welt, — wer es enträthseln könnte! Alles ist Symbol, alles hat Leib und Geist; das Leibliche ist Symbol des Geistigen, das Geistige ist Symbol des Leiblichen. Gott ist alles in allem. Aus dem Unsichtbaren ist alles hervorgegangen in das Sichtbare, es geht aus diesem wieder in das Unsichtbare

über. Gott offenbart sich in Natur und Geschichte, in Herz, Geist und Gewissen, im Strohhalm und im Lauf der Jahreszeiten; die rechte Theologie ist, ihn überall zu ahnden, im Leib den Geist zu erkennen, im Symbol das Bezeichnete, im Wort die Sache zu finden. Aber nicht alle Theologen sehen Geister. Sie wissen, fuhr er lächelnd zu mir fort, daß der Volksglaube nur Sonntagskindern diese Gabe zuschreibt, und wie viele sind Sonntagskinder? Haben Sie, fragte er mich nach einer Weile, die Confessio Augustana gelesen. Im 10ten Artikel, fuhr er ohne meine Antwort abzuwarten, fort, wird gelehret, daß Leib und Blut Christi wahrhaftiglich unter der Gestalt des Brods und Weines im Abendmal gegenwärtig sei. Hier haben sie wiederum, was ich so eben sagte: eins ist Symbol des andern, das Sichtbare des Unsichtbaren. Die leibliche Anschauung eignet das Leibliche, die geistige das Geistige sich an, mit dem Irdischen wird das Himmlische herabgezogen und genossen. Wir sehen jezt durch

ein dunkles Glas, einst aber, wann kommen wird das Vollkommene, von Angesicht zu Angesicht.

Das Reich Gottes wird kommen, das ist keine Frage. Vernunft und Schrift weisen uns darauf, das Stückwerk muß aufhören. Unsere Staaten arbeiten an ihrer eigenen Zerstörung, ohne es zu wissen. Wie die rechten Ärzte darauf ausgehen, alle Krankheit zu vertilgen, so die rechten Regenten, alle Regierung entbehrlich zu machen. Wer gut ist, und wenig braucht, wird kaum regiert. Gegen Mein und Dein gleichgültig werden, und sich in den Stand setzen, Wenig zu bedürfen, ist schon ein Schritt zum Reich Gottes, welches nicht bestehet in Essen und Trinken, in Lusthäusern und Bällen, sondern in Liebe, in Gerechtigkeit, Fried und Freud im heiligen Geist. Kein Mensch kann eine andere Regel des Rechts erfinden, als das Gesetz: was du nicht willst, daß dir andere thun, thu' ihnen auch nicht. Ich habe eine Gemeinde gekannt, die sich ganz allein nach

diesem Gesetz regierte, und seit Menschengedenken ist kein Prozeß bei ihr entstanden, sie gab dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Weil die Leute einfach und zufrieden lebten, bedurften sie keines Arztes. Stieß je einmal einem eine Art Krankheit zu, so half sich seine gute Natur von selbst auf die Beine, und war die Krankheit zum Tode, so wollte er lieber in die Hand des Herrn, als der Menschen fallen. Die Irrenden wurden nicht mit Schelten, sondern mit sanftmüthigem Geist zurecht gewiesen. Warum sollte das Exempel dieser Gemeinde nicht mit Gottes Hülfe dereinst der Zustand aller Menschen werden können? Sie, mein Freund, hier nahm er mich bei der Hand, wählen einen Beruf, der vornehmlich dazu eingesezt ist, das Reich Gottes auf Erden einzuführen und zu beschleunigen. Dinge der Zukunft sind der Geistlichen Beschäftigung. Wir verkündigen nicht was wir sehen, sondern was wir nicht sehen und doch glauben. Verliehren Sie nie diesen großen Zweck aus den Au-

gen. Gelehrsamkeit ist kein nütze, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütz, und hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens. Gehen Sie selbst den Weg, den Sie andere führen wollen. Lernen Sie Genügsamkeit und Zufriedenheit, Achtung vor den Menschen und Liebe zu ihnen. Die Bibel sei Ihr erstes und leztes Studium, Ihr A und O. Dieses Buch ist mit Gottes Fingern geschrieben, und kein Mensch lernt es aus. Die Philosophie ist eitel Wortkram und Schulgezänke, meiden Sie es.

Mancher Professor ist auf eine Definition, eine Distinktion so stolz, als ein Held auf eine gewonnene Schlacht. Der Thor! Versteht er das Definitum darum besser, weil er es in Schranken eingezwängt hat? Die einzig wahre Philosophie ist: Fürchte Gott, thue Recht, und scheue Niemand, und diese steht in der Bibel. Diese studiren Sie, und üben sie aus. Das ist Weisheit die vor Gott gilt, und den Menschen Himmelan fördert. Alle dem Menschen wichtige Fragen werden in der Bibel so beantwor-

tet, daß kein Philosoph eine bessere Antwort ersinnen kann. Die Philosophen alle nähren sich von den aufgehobenen Körben, die übrig blieben nach der Speisung mit 5 Gerstenbrodten und ein wenig Fischlein.

Das Sudium der Alten vernachlässigen Sie nicht. Ich habe Achtung vor vielen von ihnen, und konnte es nie leiden, wenn man ihnen die Seligkeit absprach. Wir sind ihnen manches schuldig, unter andern dieses, daß ihre Schriften es waren, aus welchen unsere Vorfahren im Anfang des 16ten Jahrhunderts mit der reinen Sprache auch gesunden Sinn und bessern Geschmak lernten, die vorhergehen mußten, wenn das Licht des reinen Evangeliums wieder sollte aufgesteckt werden. Viele von ihnen weisen auf Christum hin, viele von ihnen predigen eine lautere Moral in erhabenen Sprüchen. Gott hat sich keiner Zeit unbezeugt gelassen, und viri theopneusti gab es unter jedem Volke. Sagt nicht Plato an mehrern Orten fast wie David: Der Geist des Herrn hat durch mich geredet, und

seine Rede ist durch meine Zunge geschehen. Der Grund unsers evangelischen Glaubens ruht auf der Kenntnis der Grundsprachen, diese lernen wir aus den Alten, nehme man uns die hinweg, so versinkt Europa, wie schon einmal, in Barbarei, und Menschensatzungen treten an die Stelle der wahren christlichen Religion.

Die Kirchengeschichte ist ein trauriges Denkmal von der Verirrung des Verstandes und der Macht der Vorurtheile, demungeachtet wünsche ich, daß Sie Fleiß auf sie wenden; sie hat einige leichte Punkte, die dem Aug und Herzen wohlthun, einige Männer Gottes mitten in Zeiten voll Nacht und Aberglauben; Gott verläßt die Seinen nicht, und siehe, sagt Christus, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Das hat er redlich gehalten, und wird ferner nicht zu Schanden werden lassen, die auf seine Verheissungen trauen. Die Bibel hat, wie alles, ihre vier Tagszeiten. Der Schöpfungsmorgen, wie schön ist er! als Christus am Kreutze verblich, da ward eine

Finsterniß bei drei Stunden, da wurd' es Nacht vor der Zeit, aber eine Nacht, auf die der Auferstehungsmorgen folgete. Wenn ich die Bibel lese, ist mir alles Vorbild, ich seh' auf jedem Blatt die menschlichen Zustände abgebildet, ich lerne aus der Vergangenheit die Zukunft. Auch wir würden weissagen können, wenn wir weniger auf das Irdische und Einzelne, mehr auf das Ewige und Ganze sähen. Lebt nicht jeder Mensch den Stand der Unschuld, den Stand der Sünde, und den Stand der Gnade? Gott gebe, daß wir auch alle zum Stand der ewigen Herrlichkeit erhoben werden.

Wenn Sie die Moral studiren, so halten Sie sich an das Gewissen, es ist der sicherste Wegweiser in der Wissenschaft, wie im Leben und Handeln. Das Gewissen ist einfältig, es gibt überall Auskunft. Ist nicht sieben und drei — zehen, ist nicht sechs und vier auch zehn? was heißt das? so viel, jeder Mensch rechnet anders, aber in der Summe stimmen alle gute Menschen überein. Ein gutes Gewissen ist bald ge-

sagt, aber wer hat es? wer hat es, wenn es zum Sterben kommt? sind wir nicht allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Dies lehre uns vorsichtig seyn, und andere dulden. Man sei noch so gut, wer hat nicht ein Wort, das er nicht gesprochen, eine Handlung, die er nicht gethan zu haben wünscht? Beten ist gut, aber handeln ist besser, und in diesem Sinn ist es gesprochen, wenn es heißt: Betet ohne Unterlaß. Wenn du zehen Jahre gebetet, aber das Unrecht, so du begangen, nicht wieder gut, dem Waisen das nicht wieder ersezt hast, um was du ihn betrogen, du wirst doch keine Ruhe in deiner Sterbestunde haben. Gute Handlungen sind das beste Pflaster für ein verwundetes Gewissen, sie erregen das Bewußtseyn: Dir sind deine Sünden vergeben, stehe auf und wandle.

Ich nahm es den Menschen des alten Bundes nie übel, daß sie opferten. Sie lernten es von der Natur. Seht nur, wie diese im Frühling und Sommer opfert, wie

die Blumen ihre Wohlgerüche hinaufsenden, von wannen ihnen Nahrung und Wärme herabkommt; wie sie nach jedem wohlthätigen Regen ihre Häupter voll Dank emporheben! Dem Rauch, der von jeder Opfergabe gen Himmel stieg, folgte der Blick des gebrechlichen, abhängigen Menschen, und alles ist Gewinn, was den Menschen aufwärts blicken lehrt, zum Vater des Lichts. Wir sollen freilich nicht mehr opfern, aber warum? weil wir des sinnlichen Zeichens, das unsern Blick aufwärts leitet, nicht mehr bedürfen, weil des Christen Herz, Geist und Leben durch und durch geheiliget seyn soll, soll sag ich, wer ist es aber? sind wir nicht alle Abgötter?

Es nimmt mich nicht Wunder, daß die Schriftsteller des N. T. so oft die Worte gebrauchen: Leben, Tod, Himmel und Erde, Licht und Finsterniß, Geist, Fleisch, — was liegt nicht alles in diesen Worten, wer mißt ihren Umfang, ihre Höhe und Tiefe aus! wer begreift sie! eine Welt von Gedanken und Empfindungen liegt in ihnen,

und darum versteht sie jeder anders, so wie es sein eigener Zustand mit sich bringt, der Beschränkte beschränkt, der Geistvolle reich und weit.

Wenige Worte der Schrift haben einen so sanften, so lieblichen Eindruck auf mich gemacht, als die Offenb. 21, 4. ꝛc.: Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr seyn, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr seyn, denn das erste ist vergangen, siehe, ich mache alles neu. Gibt es ein zärtlicheres Bild von Gott, als das Abwischen der Thränen von den Augen seiner Kinder, denen er zu lange ausblieb, die nach seiner Ankunft seufzeten und weinten. Was für eine Seele mußte das seyn, die solche Bilder von Gott zu machen sich erkühnte! und wie wahr und gewiß! es hätte des Zusatzes kaum bedürft: schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß; jedes Christenherz fühlt ihre Wahrheit aufs innigste, es ließe sein Leben für ihre Gewißheit.

Die meisten Menschen sind undankbar gegen Gott. Wenn ein Gewitter am Himmel aufzieht, so greiffen sie zum Wetterbüchlein, und bitten Gott um Abwendung alles Schadens; ist aber das Gewitter glücklich vorübergegangen, so gehen sie nicht ein Paar Seiten weiter, und lesen auch das Dankgebet. Um Johannis bestellen sie ein Gebet, daß die Frucht reifen, und die Erndte reichlich ausfallen möge, aber die Danksagung um Michaelis vergessen sie, wie gewöhnlich. Sollte dieser Undank gegen Gott nicht die dunkle Vorstellung zum Grunde haben, daß wir zwar Gottes bedürfen, er aber unsers Dankes nicht bedarf, und von sich selbst geneigt sei, Wohlthaten auszuspenden?

Die Welt ist Geschichte, sie besteht aus Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Hienach pflege ich auch die Klassen der Gelehrten einzutheilen. Wer den Sinn für das Vergangene hat, der ist Natur- und Geschichtsforscher; wer ein Aug für das Gegenwärtige hat, der ist kluger Welt-

mann, und versteht wohl sein Geschäft. Wem ein Auge für die Zukunft verliehen ist, der ist ein Seher, ein Prophet, das sollten alle Theologen seyn. Die Vergangenheit hat die Gegenwart geboren, und diese geht mit der Zukunft schwanger. Der Seher ist zwar nicht der Geburtshelfer, der das Kind zur Welt befördert, aber er sieht es der Gesegneten an, was sie zur Welt bringen wird, ob eine Misgestalt, oder eine Wohlgestalt.

Ich bin sehr für die Augsburgische Confession, diese studiren Sie recht durch, lateinisch und deutsch. Zwar glaube ich, daß jeder ein eigenes kirchliches System aus der Bibel herausbringen würde, wenn er mit derselben eingeschlossen wäre, und darüber brüten müßte, aber regulae fidei sind nicht zu verachten; sie sind der Ordnung wegen da; sonst schweift der eine hier, der andere dort hinaus, und Niemand weiß am Ende mehr, was evangelisch-lutherischer Glaube ist. Wenig Bücher sind so kurz, so umsichtig, so wahr abgefaßt, so recht aus dem

Kern

Kern herausgearbeitet, als die Augsburgische Bekenntnisschrift und ihre Apologie es ist.

Kein Maler kann ein Christusgesicht malen. Ein Mariengesicht treffen sie besser, sie ist liebende Mutter, die ihren Sohn, da er zwölf Jahr' alt war, mit Schmerzen gesucht hat. Laßt es bleiben, ihr guten Leute, ihr werdet in Ewigkeit den Göttlichen nicht abkonterfeyen, von welchem geschrieben steht: Herr! wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens. —

Der Hahn ist mir ein wichtiges Thier, er krähete, als Petrus Christum verläugnete. Ich höre ihn nie des Nachts schreien, ohne mich zu erinnern, wie auch wir so vielfältig Christum mit Wort und That verläugnen, und oft nicht einmal hinausgehen, und weinen bitterlich. . . . . Hier öffnete die Nichte leise die Thür, und gab ein Zeichen, daß das Mittagsmahl bereitet sei. Er stund auf. Ich war über zwo Stunden bei ihm gesessen. Er fragte mich über vieles um meine Meynung, er sprach über

mancherlei Gegenstände, zuweilen paradox, immer aber lehrreich und gedacht. Was mir noch davon erinnerlich ist, habe ich hier ohne strenge Folge aufgezeichnet. Ich fragte ihn um Tag und Stunde der vorzunehmenden Hauptprüfung, das Examen, antwortete er, ist vorbei; dies war das Examen. Ich bin mit Ihnen zufrieden. An der Thüre sprach er feierlich: Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? wenn er sich hält nach deinen Worten. Sein Wort sei deines Fusses Leuchte, und ein Licht auf deinen Wegen. Nun, — hier nahm er sein schwarzes Sammtkäppchen ab — der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir, und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich, und gebe dir seinen Frieden. Amen.

Mir stunden die Thränen in den Augen.

Warum hab' ich die Ermahnungen dieses ehrwürdigen Greises so bald vergessen, warum hab' ich aus Eitelkeit oder Neugierde mich mit so vielerlei Gegenständen be-

faßt, die statt zum Ziele zu führen, mich davon abbrachten? Doch kein herzlich und wahr gesprochenes Wort geht verlohren. Ich erinnerte mich später oft an dieses Gespräch unter vier Augen, und sah die Richtigkeit mancher Urtheile ein, die ich damals weder ganz zu würdigen, noch zu verstehen gewußt. Lernen ist leicht, und geht in der Jugend rasch von statten. Eine gewisse Reife aber der Jahre und der Erfahrung gehört dazu, Gewinn aus dem Leben zu ziehen, und den Kern von der Schale zu scheiden.

Die Vorbereitungen zur Reise auf die Universität waren kurz; ich packte meinen Koffer mit allerlei, was zur Kleidung gehört, und das war bald geschehen. Ausser der hebräischen Bibelausgabe des Reineccius, ebendesselben Janua hebraeae linguae, und dem griechischen neuen Testament nahm ich keine Bücher mit. Ich wollte nur Theologie studiren; alles andere, dachte ich, liege rechts oder links aus meinem Wege.

Wie wenig kannte ich die Natur einer hohen Schule, wie wenig das Beispiel und mich selbst. Es war Osterdienstag geworden; die schön aufgegangene Sonne versprach einen angenehmen Frühlingsmorgen. Ich sezte mich mit noch drei andern, die desselben Weges in derselben Absicht zogen, in den Wagen, und fuhr zum Thore hinaus. Unsere Herzen waren gepreßt; bald aber lösete sich die Zunge, wir wurden heiter und gesprächig und theilten einander unsere Hoffnungen, Entwürffe und Wünsche mit. So waren wir einige Stunden gefahren, und hatten uns der Stelle genähert, wo rechts hinein der Fußpfad durch den Wald sich schlängelt, der zu dem Dörfchen führt, wo Julie wohnte. Ich sah unverwandt in diese Gegend hin, mir Mühe gebend, den Kirchthurm oder die hohe Linde vor dem Pfarrhofe noch einmal zu erblicken. Aber ein ganz anderer Anblick that sich plötzlich vor mir auf. An der Waldspitze, von wo man eine lange Strecke der Strasse übersehen kann, wo ich oft mit Julien gesessen,

und trauliche Gespräche geführt hatte, zeig-te sich eine hohe weisse Gestalt. Es war Julie selbst, die mit ihrem Bruder hier den vorbeifahrenden Wagen erwartete, um mir von ferne noch einen Gruß zuzuwinken. Ich gab ihr mit einem weissen Tuch' ein Zeichen, daß ich sie bemerke, und auch meine Gesellschaft stund auf, und schwenkte die Hüte. Ich hielt mit Gewalt an mich, daß ich nicht aus dem Wagen sprang, und über Hecken und Zäune bergan eilte. Dieser lez-te Beweis einer herzlichen Zuneigung erfreute mich innig. Ich verschloß mein Gefühl in mich, und wurde stille. Der Wagen rollte weiter, und bald war die Erscheinung dem sinnlichen Blick entschwunden, dem geistigen ist sie es niemals; ewig frisch steht sie mit allen Nebenumständen der Zeit und des Ortes vor ihm.

Wir übernachteten in einer kleinen gewerbsamen Landstadt, wo Jahrmarkt gehalten wurde. Alle Wirthshäuser waren voll, und wir konnten nur dadurch unter Dach kommen, daß wir entweder eine Krä-

merfamilie aus dem Zimmer, das sie vor uns eingenommen hatte, verdrängten, oder mit einer Dachkammer vor Lieb nehmen. Wir thaten das leztere, ungeachtet der Wirth, weil er an uns einen tüchtigen Schnitt zu machen gedenken mochte, zu dem erstern hülfreiche Hand bot. Am folgenden Morgen reiseten wir weiter. Wir waren noch nicht weit gekommen, als uns ein Schauspiel aufstieß, das einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Die Glocke einer kleinen Gerichtsstadt läutete einem armen Sünder zum Tode. Es war ein Soldat, der erschossen werden sollte. Er hatte zweimal seine Fahne zu verlassen gesucht, war beidemal auf der Flucht ergriffen, und das erstemal mit Spießruthen bestraft worden. Der Mann hatte in einem andern Lande Weib und Kinder, hatte von Werbern, die ihn zum Trunk gereizt, in der Besinnungslosigkeit Handgeld genommen; als er aus seinem Rausche erwacht, reute ihn die That, er fluchte seinen Verführern, und sandte seinem Weibe das

Blutgeld. Man schleppte ihn wie einen Missethäter zum Regiment, wo er eingereiht und übel behandelt wurde. Sechs Jahre sollte er dienen; während dieser Zeit sandte er seinem Weibe häufige Briefe, die alle erbrochen ihr in die Hände kamen. Er ermahnte sie darin zur Geduld, und bat sie wiederholt, ihm seinen Fehltritt zu verzeihen. Als die sechs Jahre um waren, forderte er seinen Abschied; man verweigerte ihm denselben unter nichtigen Vorwänden. Da trieb ihn die Sehnsucht nach den Seinigen und der Unwille über die nicht gehaltene Capitulation an, sich selbst in Freiheit zu setzen, und nun sollte er die Todesstrafe erleiden, welche die Kriegsgesetze über Verbrecher der Art streng und blind aussprechen. Die beiden Geistlichen, die ihn zu Grabe begleiteten, suchten ihm sein Verbrechen einzureden, und ihn von seiner Strafbarkeit zu überzeugen. Er blieb dabei, er sterbe durch ungerechten Urtheilspruch, und er sei durch kein göttliches und menschliches Gesetz verbunden, einem frem-

den Fürsten, der seinen Vertrag gebrochen, länger zu dienen; das Verbrechen sei auf Seite seiner Richter, er appellire an die Gerechtigkeit Gottes, vor dessen Richterstuhl auch jene einst erscheinen müßten. Er gieng standhaft zum Tode; nur als er die offene Grube auf dem Richtplatz sah, erblaßte er. Doch faßte er sich bald, nahm Abschied von seinen Kameraden, dankte ihnen für ihre Lieb' und Güte, und empfahl ihnen seine Frau und Kinder. Alle Zuschauer weinten, und Thränen rollten in den Bart der ehrlichen Kerls, die ihn erschiessen sollten. Ein alter Hauptmann, der die Mannschaft befehligte, und in mancher Schlacht den Tod um sich her wüthen sah, mußte weggebracht werden. Da übernahm ein blutjunger Lieutenant das Commando. Er gab ohne Spuren der Rührung das Zeichen, und — der tödtliche Schuß fiel, die Trommeln wirbelten und übertönten das lezte Röcheln des Sterbenden, und das laute Murren der Versammlung. Während die Geistlichen beteten, und der Feldprediger über das unge-

heure Verbrechen der Desertion in wohlgesezten Phrasen deklamirte, sammelte ein grauer Feldwebel in seinem Hut für Wittwe und Kinder des Verstorbenen. Es fiel eine reichliche Gabe. Mancher der gemeinen Soldaten steuerte seinen lezten Groschen bei; der blutjunge Lieutenant gab nichts.

Die Geschichte des Soldaten machte Aufsehen; man hatte seine Begnadigung, seine Freilassung erwartet. Man tadelte laut den Fürsten, man klagte die Richter an. An einer Wirthstafel wurde lebhaft über diesen Fall gesprochen. Ein Major behauptete: Der Fürst stehe nicht unter, sondern über den Gesetzen, er könne nach Gefallen die Capitulation halten oder nicht, er sei den Unterthanen keine Rechenschaft schuldig, wenn er für gut halte, die eingegangenen Verträge nicht zu beobachten; auf der Desertion eines Ausländers stehe der Tod, darauf müsse man halten, sonst lieffen alle davon, u. dgl.

Am folgenden Morgen nahmen wir frische Pferde. Der Himmel war heiter, der

Weg höchst anmuthig; wir waren zur Fröhlichkeit gestimmt. Überall begegneten uns Landleute, die zum nahen Städtchen wanderten, um zu kaufen oder zu verkaufen. In dem schönen Gasthofe vor dem Städtchen wo unser Fuhrmann fütterte, entstand ein Auflauf. Ein reicher und übermüthiger Bauer hatte sein Korn um einen ziemlich hohen Preis verkauft, und den unchristlichen Wunsch geäussert, daß es noch so theuer werden möchte, daß ein Mehlklos einen Gulden koste. Viele Umstehenden hatten es gehört und sich darob entsezt. Er bestellte darauf bei dem Wirth ein Mittagessen. Man bereitete ihm sehr schmakhafte kleine Klöße, die gezählt waren. Er aß sie alle, und versicherte, daß sie ihm sehr wohlgeschmekt hätten. Als er angespannt hatte, und im Begriff war, mit zwei raschen Schimmeln nach Hause zu fahren, fragte er nach der Zeche. Sie betrug fünf und zwanzig Gulden. Der Bauer will es nicht glauben, und schreit über Vervortheilung; allein der Wirth versicherte trocken: es seyen

25 Klöße gewesen, und der Kloß koste einen Gulden. Der Wirth bestand auf der Bezahlung, der Bauer weigerte sie und schimpfte, der Auflauf, der Lärmen vermehrte sich. Endlich kam die Sache vor den Richter. Dieser ließ sich den Vorgang erzählen, und da der Bauer nicht läugnen konnte, vor vielen Zungen jenen Wunsch gethan zu haben, so fällte der Amtmann das Urtheil, der Bauer müsse zur wohlverdienten Strafe seiner Lieblosigkeit die Summe erlegen, und das Geld solle der Armenkasse zu gut kommen. Alle Umstehenden jauchzten über diesen Spruch, und der Bauer hatte neben dem Verlust seines Prozesses noch die Kränkung, allgemein ausgelacht und verabscheut zu werden.

Im Golde der Abendsonne sahen wir endlich von Ferne die Thürme der Musenstadt blinken. Je näher diese mir rückte, je begieriger das Auge wurde, die Umgegend zu fassen und zu behalten, desto beklemmter wurde die Brust. Meine Seele schien eine Vorausempfindung dessen zu ha-

ben, was mir hier Liebes und Leides begegnen sollte. Ich fühlte mich zum erstenmal auf schlüpfrigem Pfade allein, ohne Freund und Rathgeber, ohne den beobachtenden Blick der Bekannten, nur auf mich selbst eingeschränkt, und unter Jünglingen, die eben so unerfahren waren, als ich. Meine Reisegefährten waren zum Theil anders gestimmt. Sie jubelten laut, und freuten sich zum voraus der Herrenlosigkeit, die sie hier zu finden hofften. Unter solchen Betrachtungen fuhr endlich der Wagen zum Thor hinein, und rollte über das Steinpflaster hinweg.

Bruchstücke aus einem Reisetagbuch.

Die Bücherfabrik.

Es gibt irgendwo einen Landgeistlichen, einen bekannten Vielschreiber, dessen Finger selbst im Schlafe die mechanische Bewegung des Schreibens noch fortsetzen. Sein Name steht in allen Bücherverzeichnissen, die jährlich zweimal aus der Stapelstadt des deutschen Buchhandels ausgehen. Es sind nicht etwa kleine Schriften, kindsfingerdicke Abhandlungen, die er liefert, nein, es sind bogenreiche Werke, die aus drei, vier, und mehrern Bänden bestehen, und ihre 15 bis 20 Gulden kosten. Auch sind es nicht etwa blos Erbauungsschriften, die dem Wirkungskreis eines Geist-

lichen noch am nächsten liegen; es sind vielmehr Bücher von mancherlei Inhalt, historische, literarische und ökonomische, für Kinder und Erwachsene, für Amtsbrüder und Laien, für Christen und Nichtchristen. Wo nimmt der Mann den Kopf her, dacht' ich oft, wenn ich den Titel eines neuen Buches angezeigt las, so Vieles und Vielerlei zu durchdenken? und wenn, wie man sagt, wenig eigener Kopf in seinen Büchern steckt, wo nimmt er bei seinem Amt die Zeit her, sie zu schreiben; denn geschrieben müssen sie doch werden, und Schreiben erfordert Zeit, wenn auch die Gedanken so schnell aus dem Hirn in die Feder fliessen, wie Regenwasser von den Dächern. — Dem Dorfe, wo dieser Mann sein Wesen treibt, kam ich nun nahe, und da ich mich auch halb zu der Zunft der Gelehrten rechne, so beschloß ich, bei ihm einzusprechen. Ein kleines niedliches Mädchen öffnete mir die Thür, und führte mich in des Vaters Arbeitszimmer. Hier sah es ungefähr aus, wie in der Schreibstube eines Kaufmanns. An

sechs verschiedenen Tischen, die an die Fenster gestellt waren, sassen eben so viel Personen mit Dintenfaß, Papier und einem aufgeschlagenen Buche. In der Mitte des Zimmers war eine lange Tafel, an welcher 5 jüngere Personen sassen und schrieben. Anfangs glaubte ich, der Vater halte Schule, allein ich irrte mich; diese 11 Menschen zusammen machten Bücher. Ich befand mich in einer Manufaktur, nicht im verblümten, sondern im eigentlichen Sinn, wo einer dem andern in die Hand arbeitet. Auch zeigte sichs bald, daß der Vater deß keinen Hehl hatte, und diese Art, die Schriftstellerei zu treiben, für die ächte und wahre hielt. Bei jedem Handwerksmann, sagte er, müssen Frau und Kinder an die Hand gehen und das Brod verdienen helfen; ich zeige, daß dies auch beim Gelehrtenhandwerk möglich ist; ich habe die Meinigen gewöhnt, das Gleiche zu thun. Sehen Sie, wie gut sich meine Frau in das Geschäft schikt! Hier führte er mich an ihren Arbeitstisch, sie schrieb eben einen Arti-

kel aus Müllers Gärtnerlexikon ab. Auch meine Kinder, sagte er weiter, schreiben eine gute leserliche Hand, die dem Setzer keine Mühe macht. Er zeigte mir ihre Schrift. Drei Bücher waren zugleich in Arbeit. Ausser seinen 6 Kindern helfen ihm auch 2 Kostgänger; — denn auch mit Pädagogik gibt sich der gewerbsame Mann ab, — und ein fähiger Bauerjunge aus dem Dorfe. Jedes schrieb sein Pensum aus dem gedrukten Bogen eines Buches auf einzelne Blätter in Quart mit breitem Rand. Früh um 9 Uhr wird angefangen, und jedem seine Arbeit ausgetheilt. Mit dem Glockenschlag Zwölf legt jedes seine Feder nieder und eilt in die untere Stube zum Mittagessen. Von 2 Uhr an wird die Arbeit fortgesezt; mit 5 Uhr ist Feierabend. An den Sonnabenden und Sonntagen ist die Werkstatt verschlossen. So wie eines der Schreibenden mit einem Stück Arbeit fertig ist, steht es auf und bringt es dem Vater, der oben am Fenster seinen Stuhl hat. Dieser liest es sogleich durch, gibt ihm den nöthigen

Zu-

Zuschnitt, und legt es in das dazu bestimmte Fach seines Repositoriums. Ist die nöthige Anzahl von Blättern beisammen, so sezt der Meister die Titel, Überschriften, Seitenzahlen, Register, die erforderlichen Übergänge u. dgl. hinzu; das Buch ist fertig, es wandert in die Hand des Verlegers, und aus dieser in die Druckerei. Ich sah ein solches wunderliches Manuscript; es war aus vielen ungleichen Handschriften zusammengeheftet, mit dazwischen geklebten Zetteln, die von des Meisters eigener Hand beschrieben waren. Die Bücher, welche dieser in einem kurzen Zeitraum bereits zu Tage gefördert hatte, nahmen auf dem Gestell eine Länge von anderthalb Ellen ein.

Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden. Weithin ist des Berges Haupt sichtlich, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so beut es dir seinen kahlen Scheitel entgegen. Es beherrscht eben so die Gegend und die niedern Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hausete, die niedern Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die rauhe schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackigten Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tirols und Helvetiens hervor. Gegen Westen er-

blikt man die schönen Gegenden, die der Necker durchströmt, das reiche würtembergische Unterland, das Schwarzwälder Gebirg, und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreise gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckers bis zum Ausfluß des Lechs begränzen die schwarzen Limpurgischen und Fränkischen Waldungen den Horizont, und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äussersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist. Aber innerhalb dieses Kreises welch eine bunte Landschaft, welch schönes Gemälde! wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder verstekt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen, einen ungemein heitern Anblick gewähren! Ganz nahe, dem Anschein nach nur eines Steinwurfes weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gmünd,

ehemals ein Eigenthum des Hohenstaufischen Hauses, die aber nach Konradins unglücklichem Tode die Reichsfreiheit sich erwarb. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne würtembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besizthum der Hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versezt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegender naher Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Örter erheben, und wie Vasallen um den sie alle überragenden Hohenstaufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfenberg, Berneck, Drachenstein waren ehmals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist. Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe deinem Geiste auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest, denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist,

bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die lezte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges, und halbnakte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Baurenkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer desselben, zween feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, die Thore und der Brunnen blieben stehen, und stunden noch 1588, wo Crusius sie sah und beschrieb. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauren geholt, die Thürme niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen, und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauren über den Abgang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute

der Heerden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohr. Jedes fühlende Herz empfindet stärker als anderswo die Wahrheit dessen, was Matthisson singt:

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschoose nun;
Kaum, daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtnis sank, wie ihre Grüfte.
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht. —

Am südöstlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine niedrige Thür gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser Friedrich Bar-

barossa in eiserner Rüstung vorstellt, unter dem Bilde sind einige deutsche Reime, welche sagen, daß Friedrich oft durch diese Thür in die Kirche gegangen sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter großer Wald, in welchem ein paar alte ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht die Sage unter den Landleuten, daß sie aus den glanzvollen Zeiten des Hohenstaufischen Geschlechts die einzigen noch lebenden Überreste seien. Wenn diese Sage auch nicht wahr ist, so thut es doch dem Gefühl wohl, sich in die Zeiten zu versetzen, da diese Bäume jung waren, sich jene längst entschwundenen Menschengestalten zu denken, wie sie in diesem Forste dem Eber auflauerten und den schnellen Hirsch mit ihren Speeren fällten; es thut dem Gefühl wohl, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Generationen, Zeiten und Reichen eine Creatur, einen Eichbaum, anzuschauen, der alle diese Wechsel überlebt hat, der dem stolzen Menschen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vor-

rückt, und ihm zu sagen scheint: „Dein Leben währet 70 Jahr', und wanns hoch kommt, 80 Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; — ich hingegen trotze der Zeit, und meine Blätter grünen für und für."

Das Fischerstechen in Ulm.

Der Schwörtag war angebrochen. So nannte man den Tag, an welchem alljährlich der regierende Bürgermeister sein Amt niederlegte, und die versammelte Bürgerschaft den Schwörbrief, d. i. die Verfassungsurkunde, beschwor. Nach einem feierlichen Gottesdienste in der großen Münsterkirche, dem der ganze Magistrat und die Meister der Zünfte beiwohnten, ertönte die große Schwörglocke und gab das Zeichen, daß die Bürgerschaft sich nunmehr auf dem Schwörhofe versammeln soll. Diese Glocke ist eine der größten im Münsterthurm und wiegt 70 Zentner. Ihr ungemein starker brummender Klang von einer bedeutenden Höhe herab, vermehrt die Feier des Tages, da er nur einmal des Jahrs ertönte, und die Mütter ihre Kinder auf denselben, als auf etwas Ungemeines aufmerksam machten. Die gesammte Bürgerschaft war in 21 Zünfte getheilt, und jeder einzelne Bür-

ger eilte nun, festlich geschmükt, auf sein Zunfthaus, um mit seinen Zunftgenossen den Zug mitzumachen. Auch die Beamten und Geistlichen auf dem Lande waren in die Stadt gekommen, und reihten als getreue Bürger sich einer der Zünfte an, um an diesem Tage ihre Bürgerpflichten zu beschwören und an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen.

Alt und Jung, Weiber, Mädchen, Einheimische und Fremde strömten jezt auf den großen viereckigen, mit kleinem Donaukies bestreuten Platz, welcher der Schwörplatz heißt, um hier die Zünfte aufziehen zu sehen; diese kamen allmählig in unbestimmtem Range, bald früher, bald später an, je nachdem ihre Zunfthäuser näher oder entfernter vom Schwörhof oder ihre Mitglieder früher oder später beisammen waren. Zum Festtagsschmuk der Bürger gehörte die schwarze Kleidung und der schwarze Mantel, nebst einem Blumenstrauß. Dieß fehlte keinem, und gab der Feier des Tages etwas altehrwürdiges und religiöses,

das sich auch dem Gemüth mittheilte. Am gespanntesten war die Erwartung auf die Gärtnerzunft, weil diese, herkömmlicher Massen, große Blumensträuße von Nelken, Roßmarinstängeln, Levkoien und andern Blumengattungen, die im August zu haben sind, an Hut, Brust oder in den Haaren trug.

Jezt ließ sich von Ferne Musik hören, „horch," sagte man, „jezt kommen sie," und alles lief ihnen entgegen. Es war der Magistrat der in einem schönen Zuge vom Rathhause herkam. Voran giengen die Amtsdiener oder Bittel in ihrer Amtskleidung, mit Mänteln, die zur Hälfte schwarz, zur Hälfte weiß sind. Dann die Stadtmusikanten mit Blasinstrumenten, hierauf die beiden Burgermeister mit goldenen Ketten und Amtsperücken; ihnen folgten langsam, Schritt vor Schritt die übrigen obrigkeitlichen Personen nach Rang und Würden, das Heer der Schreiber und der niedern Diener. Es verstummte die Glocke, denn der Bürgermeister war auf dem Schwör-

Hause angekommen und die Handlung begann. Erst legte der antretende Bürgermeister in die Hände des Abgetretenen den Amtseid nieder; dann wurde von dem Stadtschreiber der Schwörbrief vorgelesen, während unten mit entblößten Häuptern die Versammlung in tiefer Stille stand. Nach Endigung desselben forderte der Bürgermeister der Bürgerschaft den Eid ab, diese leistete ihn mit aufgehobenen 3 Schwörfingern, und indem sie die Worte „getreulich und ohne Gefährde so wahr mir Gott helfe" — laut nachsprach. Nun gieng der Zug in eben der Ordnung wieder vom Schwörhaus auf das Rathhaus, und die Bürger und Zuschauer begaben sich in ihre Wohnungen. Es war Mittag geworden. In jedem Hause wurde ein Festessen bereitet. In den meisten waren Gäste; die Schornsteine rauchten, und der süße Geruch von Gebratenem und Gebackenem verbreitete sich in allen Straßen und erwekte die Eßlust und erhöhte die Fröhlichkeit. Des Nachmittags zerstreuten sich die Einwohner

in die Gärten, in die Gehölze, in die nahgelegenen Dörfer und Weiler, wo überall die Tische gedekt waren und der Wein in den Gläsern perlte. Kein Mißgeschik, kein Streit störte die Freude, man sah nur fröhliche Gesichter, nur gutgekleidete Menschen. Selbst die Waisenkinder und die Armen des Hospitals bekamen an diesem Tage ein besseres und reichlicheres Essen und manche milde Gabe. So neigte sich der Tag unter allgemeiner Fröhlichkeit, die Thorglocke läutete, und die Freude zog sich aus den stillgewordenen Strassen in einige Wein- und Bierhäuser zurück, wo das ungebildete Volk noch einige Zeit lärmte, bis auch es der Ruhe und dem Schlafe sich hingab.

Am folgenden Morgen, es war der Dinstag oder wie man hier sagt, der Aftermontag, nahm ein Volksfest seinen Anfang, dergleichen ich in Deutschland kein ähnliches mehr weiß. Die Jünglinge und jungen Männer der Schifferzunft gaben das Schauspiel eines Wasserturniers. Zwei derselben in der alten Tracht eines schwäbi-

schen Bauers und einer Bäurin durchzogen Vormittags die Strassen der Stadt, tanzend und hüpfend. Vor dem Hause eines Vornehmen oder Bekannten hielt ihr Zug inne, sie führten ihren Reihen auf, und man brachte ihnen große hölzerne Kannen mit Wein entgegen, die sie und ihre Begleiter, die Narren, auf die Gesundheit des Gebers leerten. Unter Narren verstehe der Leser abentheuerlich und bunt in grobe Leinwand gekleidete Menschen, mit blechernen Büchsen in der Hand, die Geld einsammelten und Spässe machten, nach Art der Pajazzos bei herumziehenden Seiltänzern. Die Narren waren nicht aus der Zunft der Schiffleute, sondern gewöhnlich arme Männer, die für Geld diesen Dienst thaten, und denen troz ihrer Spässe, doch öfters nicht wohl zu Muthe seyn mochte. Der reichlich gereichte Trank indessen ließ sie ihre Haussorgen vergessen. Doch alles dieses war nur Vorbereitung zu der Hauptfeierlichkeit, die um 2 Uhr des Nachmittags ihren Anfang nahm. Der Schauplatz der-

selben war eine Insel in der Donau, der Schwall genannt, wo die nach Wien gehenden Schiffe beladen werden, und abfahren. Dieser Insel gegenüber ist der hohe Stadtwall, auf dessen grüner Fläche Gerüste aufgeschlagen waren für die Fremden von Bedeutung, die weit herkamen, das Fest mit anzusehen. Von hier aus hat man eine herrliche Aussicht in die weite Ebene, die sich gegen Mittag hin erstrekt, und die eine bunte Mannigfaltigkeit von Gärten, Wiesen, Wäldern und Dörfern dem Auge darbietet. Im fernsten Hintergrund sieht man bei hellem Wetter die Schneegebirge Tirols und Helvetiens. Jezt füllte sich Wall, Insel und die nicht ferne Donaubrücke mit einer unzähligen Menge von Zuschauern, Kopf an Kopf gedrängt, mit dazwischen hervorragenden Bäumen gewährte sie einen eben so neuen als erfreulichen Anblick. Aller Augen sind Stromaufwärts gerichtet, lugend, ob die ersehnten Schiffe sich noch nicht herab bewegen. Da tönt von Ferne Musik, mehrere große und

offene Schiffe, mit den Wasserrittern, ihren Frauen und Mädchen beladen, schwimmen herab. Ein lautes Freudengeschrei der Zuschauer auf der Brücke läßt sich hören, und dient zum Zeichen, daß die Schiffe glücklich durch den gefährlichen Strudel unter der Brücke gesteuert sind. Sie landen jezt an einer unter dem Wall befindlichen schmalen Wiese. Die Hauptfiguren, die heraustreten, sind die Weißfischer mit ihren langen Speeren; sie haben den Namen von ihrer ganz weißen Kleidung aus feiner Leinwand, an der Brust hängt ihnen an rothem Band eine silberne Denkmünze, die Kopfbedeckung ist eine hohe Müze von grünem Filze, mit einer Feder geziert. Jeder Weißfischer, wenn er auch kein Liebchen hätte, führt an diesem Tag sein Mädchen an der Hand, das in bürgerlicher altreichsstädtischer Tracht gar lieblich sich ausnimmt, und, den Kämpfern Ermunterung und Beifall austheilend, vom Schiff aus zuschaut. Die Gegner treten nunmehr auf. An der äussersten Spize des Hintertheils eines Kahns steht ein Weißfischer

scher mit gesenktem ungefähr 6 Fuß langem Speer, der vorne mit einer runden hölzernen Platte versehen ist. Er fährt vom Ufer ab. Zu gleicher Zeit rudert sein Gegner vom andern Ufer ihm entgegen; in der Mitte des Stroms treffen beide Kähne zusammen, sie fahren hart an einander über, die Fischer erheben ihre Lanzen und stoßen mit solcher Macht auf einander, daß einer, zuweilen beide, das Gleichgewicht verlieren, und rüklings in den Fluß stürzen, wo sie dann von ihrem Fall sogleich wieder auftauchen, und dem Kahne nachschwimmen, der sie aufnimmt. Dieses Spiel wird so lange fortgesezt, bis alle an die Reihe gekommen sind. Zuweilen, wiewohl selten, bleibt ein Weißfischer trocken und der hat dann ein böses Spiel. Er muß den Kampf von vorne mit jedem einzelnen noch einmal beginnen; bleibt er auch dann unüberwunden, so ist er der gefeierte Held des Tages und erhält den Preis. Worin dieser besteht, weiß ich nicht mehr. Zum spaßhaften Schluß der ziemlich ernsten Feierlichkeit kom-

men Vermummungen vor. Einige lustige Gesellen unter den Weißfischern verkleiden sich in die abentheuerliche Tracht verschiedener Stände, z. B. eines Schulmeisters und seiner Ehehälfte, mit großen Perücken, Ruthen, Bakulis und andern Requisiten, und suchen auf diese Weise vermummt noch einmal sich gegenseitig mit dem Speer vom Kahn zu stoßen. Ist auch dieses vorbei, so hat das Fischerstechen ein Ende. Die Ritter ziehen in guter Ordnung, und zu Lande, aber wohl durchnäßt und vor Kälte schauernd, in ihre Herberge, kleiden sich um, und erwärmen sich durch Wein und Tanz, der die Nacht hindurch anhält. Der unzählige Volksschwarm verliert sich, und die Begebenheiten des Fischerstechens sind für den Rest des Tages das Gespräch in allen Gesellschaften.

Am Mittwoch wird die Volkslust auf eine andere Weise fortgesezt. Die Fischer, jezt bürgerlich gekleidet, in ihrer Zunfttracht mit rothen Kamisölern, machen eine Wasserfahrt auf der Donau, und eine Men-

ge Menschen nehmen Theil an derselben. Der Fluß ist mit Schiffen bedeckt. Auf den meisten tönen Blasinstrumente. Zu gleicher Zeit fahren sie alle von erfahrnen Rudern gelenkt den Strom hinab, und landen eine Stunde von der Stadt, in einem anmuthigen Schatten gebenden Gehölz. Hier sind Bänke und Tische unter den Bäumen angebracht, um welche lustige Zecher herum sitzen; ein anderer Theil hat sich ins Gras gelagert, und treibt muthwillige Spiele; Verliebte suchen Hand in Hand die Einsamkeit, um ihren Herzensergießungen desto ungestörter Luft zu machen. Ernsthafte Männer und Matronen führen in gereinigten Laubgängen anmuthige Gespräche, oder ergötzen sich an der Aussicht den Fluß hinab; Kinder springen dazwischen und hüpfen und scherzen, um die Erwachsenen unbekümmert. Das ganze Fest hat einen ruhigern, sanftern und durchaus ländlichen Charakter angenommen. Wer es nicht wagt, zu Wasser zu fahren, kommt zu Fuß, oder reitet und fährt, um Zuschauer oder

Theilnehmer an der Volksfreude zu seyn, bis auch diesem bunten Gemisch die einbrechende Nacht ein allen erwünschtes Ende macht, und am folgenden Tag die Eichen und Eschen so traurig und verlassen dastehen, als ob nie Menschen unter ihren Laubdächern fröhlich gewesen wären.

Am Donnerstag kommt alles wieder ins gewöhnliche Gleis, die Bürger gehen an ihre Beschäftigungen, der Rathsherr in den Rath, der Schreiber in seine Kanzlei, der Kaufmann auf seine Schreibstube, und nur wenige sind, die sich in die Prosa des Lebens nicht sogleich finden können und das Müssiggehen über diesen Tag hinaus verlängern.

Der Mann mit den Spinnen.

Ein schweres Gewitter trieb uns, in dem nahen Dorfe Singen am Fuß der Bergfeste Hohentwiel Schutz zu suchen. Wir traten in die Hütte eines armen Mannes, der freundlich uns aufnahm. Er war ein Greis von 60 Jahren, der in früher Zeit Bedienter eines Grafen gewesen war, und mit seinem Herrn ansehnliche Reisen in Deutschland gemacht hatte. Jezt lebte er arm, aber zufrieden, von dem Ertrag eines kleinen Gärtchens und von einer Leibrente, die ihm sein vormaliger Herr ausgeworfen. Dieser Mann hatte einen sonderbaren Aberglauben. Er hegte und fütterte sorgfältig mehrere Kreuzspinnen, weil er glaubte, daß sie zu kostbaren Diamanten werden, wenn man sie hundert Jahre unberührt lasse. Er konnte vor Freude ganz ausser sich kommen, wenn er den großen Reichthum sich vorstellte, den seine Enkel dereinst von diesen Spinnen besitzen werden. Ich, sagte

er, werde es wohl nicht mehr erleben, aber die Kinder meiner Tochter vielleicht. Er rühmte sich, daß er diesen Spinnenschatz schon 16 Jahre wie seinen Augapfel hüte, und meinte, die noch fehlenden 84 Jahre seien eine Kleinigkeit, die werden wohl auch am Ende ablaufen. Der Mann war, wie gesagt, in dürftigen Umständen, und hat es mehrmals mit der größten Redlichkeit versucht, einige Gulden aufzunehmen, und eine Anweisung auf seiner Enkel künftigen Reichthum dafür auszustellen; allein Niemand wollte ihm auf seine Spinnen einen Heller borgen.

Aus

Volkmars Briefwechsel.

Briefe an den Kassier Bernhaupt und dessen Sohn im Jahr 1807 geschrieben *).

Erster Brief.

Also auch Sie, lieber Freund! hat der schnelle Wechsel philosophischer Lehrgebäude, hat die Verschiedenheit und die entgegenge-

*) Die folgenden Briefe sind, ob sie gleich kein vollständiges Ganzes ausmachen, aus dem Concept des Verfassers darum abgedrukt worden, weil sie über einen wichtigen Gegenstand manches Beherzigenswerthe zu enthalten scheinen. Der Verfasser würde diese Materie noch weiter fortgesezt haben, wenn nicht der Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes, an den die vier lezten Briefe geschrieben sind, ihm alle Lust dazu benommen hätte.

Anmerk. des Herausgebers.

sezte Richtung philosophischer Ansichten, hat endlich die Derbheit, mit der die Philosophen sich gegenseitig befehdeten, der Philosophie selbst abhold gemacht? „Was soll man, sagen Sie, von Männern denken, welche das, was sie ihre Philosophie nennen, mit so viel Selbstgefälligkeit als allein seligmachend ankünden, welche die Bemühung um diese Philosophie so wenig milde gemacht hat, daß sie gegen jeden, dessen Kopf einen andern Gang der Ausbildung genommen hat, auffahren, und ihm nicht selten Sinn und, wo nicht Verstand, doch Vernunft laut absprechen?“ „Kant, sagen Sie ferner, der scharfsinnige Kant, der den Abschluß eines ewigen Friedens in der Philosophie als sehr nahe verkündigte, ist von seinen eigenen, seiner Lehre ungetreu gewordenen, Jüngern zu Schanden gemacht worden, und wahr bleibt, was einst Kästner schrieb:

„Auf ewig ist der Krieg vermieden,
Befolgt man, was der Weise spricht;
Dann halten alle Menschen Frieden,
Allein die Philosophen nicht;“

und doch, dünkt mich, wäre es bey aller nothwendigen Verschiedenheit der Ansicht so leicht, Frieden zu halten, und in Dingen, über die wir nie übereinstimmend denken können, auch Anderer abweichende Meinungen zu ehren, wenn nur jeder Wahrheitsforscher mit goldenen Buchstaben den Grundsatz über sein Pult schriebe: es kann seyn, daß nicht alles wahr ist, was ich dafür halte, denn ich kann irren, aber in allem, was ich sage, muß ich wahrhaft seyn."

Sie haben Recht, Freund! wenn Sie den Unfug misbilligen, der hie und da in den Hallen der Philosophie getrieben wird; auch ich misbillige ihn, und wünsche die Erscheinung irgend eines Propheten, der die Wechsler und Krämer mit der Geisel der Satire aus dem Tempel hinaustriebe; auch ich unterschreibe Ihren, von Kant entlehnten Grundsatz, und glaube, daß er jedes redlichen Wahrheitsforschers Grundsatz wirklich ist, den er nicht blos mit Buchstaben über sein Pult geschrieben, sondern in

sein Leben innigst aufgenommen hat; aber daß Sie darum, weil einige junge Männer im eiteln Gefühl ihrer Kraft gleich den Rittern des Mittelalters mit jedem eine Lanze brechen, der ihnen auf ihrer Strasse entgegen reitet, der Philosophie selbst abhold geworden zu seyn scheinen, darinn haben Sie, dünkt mich, nicht minder Unrecht, als jene, die das Unheil, das falscher Religionseifer von jeher über die Menschen brachte, der Religion selbst beimessen. Nicht die Philosophie, wie nemlich ich sie mir denke, wechselt, sondern nur ihre Gestalt verändert sich nach Zeitläufen, Nationen und Köpfen, weil jeder die Verhältnisse der Dinge anders sieht, und aus den zahllosen Beziehungen derselben zu einander nur einige vornehmlich heraushebt und betrachtet. Daher halte ich das Wort Ansicht, das in unserer Zeit so viel gehört wird, für gut gewählt, und äusserst bezeichnend, weil es die Wahrheit ausdrückt, daß jedes Auge anders sieht, und daß auf verschiedenen Standorten auch verschiedene Seiten eines

Dings gesehen werden, deren jede in einem wahren Verhältniß zum Ganzen seyn kann, daß mithin auch in entgegengesezten philosophischen Ansichten ein Wahres ist, das der Sehende bemerkt. Die Philosophie erschafft ja die Gegenstände nicht, sie sind vor aller Philosophie da, alles was jene thun kann, ist, daß sie die menschlichen Vorstellungen berichtiget, daß sie das, was vorher nicht bemerkt wurde, bemerkbar macht, und die feinern Verhältnisse eines Theils zu seinem Ganzen ins Licht stellt. Unrecht haben daher alle, die, was sie nicht einsehen, sogleich Unsinn schelten. Anstatt daß sie sich sagen sollten: „dieser Mann sieht an den Dingen Beziehungen, die ich nicht bemerke, nie bemerkt habe; deßwegen aber, weil sie mir unsichtbar waren, sind sie noch nicht falsch, ich will mich also auf den Platz stellen, von wo aus er sie sieht, und meine Aufmerksamkeit und meine Sehkraft anstrengen; vielleicht, daß das Unsichtbare auch mir sich enthüllt;“ Ich sage, anstatt daß sie also zu sich sprechen, urthei-

len sie lieber wie folgt: ich bin auch ein Kopf, der das Seine gelernt, und die Schule durchgemacht hat; meine mit mir erwachsenen Vorstellungen von den Dingen, (die mein schönes Geld mich gekostet haben,) sind die des größten Theils meiner gebildeten Zeitgenossen, folglich sind sie wahr. Dieser Mann hier will Verhältnisse und Beziehungen der Dinge sehen, die ich nicht gewahr werde, ja deren Sinn ich nicht einmal verstehe, weil sie allem widerstreiten, was ich von Jugend auf zu hören gewohnt war, folglich sind sie falsch, und er spricht Unsinn. . . .“

Wie nennen Sie eine solche bequeme Denkungsart? ich nenne sie Handwerksgeist, der das Gewohnte thut, wie es der Ahn und Urahn gethan hat. Viele verachten auch die Ansichten Anderer als gemein, flach oder einseitig, blos weil sie dieselben nicht gefunden haben, und nicht im Stande sind, in die Ideen-Verbindung eines andern Kopfs sich zu versetzen; aber weder an jenem Handwerksgeist, noch an dieser Eigen-

liebe und zu großen Selbstschätzung, aus denen die gerügte Streitsucht größtentheils entspringt, ist die Philosophie selbst schuld, sondern nur ihre ungeschikten und übermüthigen Handhaber. Die wahre Philosophie geht aus dem Charakter hervor, und wieder in ihn über, sie ist, wie die Liebe, bescheiden, duldsam, freundlich, fromm, sie treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit; sie höret nimmer auf, wenn gleich die Systeme aufhören werden, und die Schulsprache aufhören wird, sie erkennet auf das lebendigste, daß mancherlei Gaben sind, aber es ist Ein Geist, und daß mancherlei Kräfte sind, aber Ein Gott, der da wirket alles in allen. Keine Philosophie, die diesen Charakter hat, ist gefährlich, selbst der verschriene Pantheismus nicht, denn, nach allem Vorhergehenden, was ist er anders, als der Versuch eines Kopfes, sich die Ver-

hältnisse und Beziehungen der Dinge auf Eine der möglichen Weisen zu denken? Gott ist, und der Philosoph erfindet ihn nicht; die Dinge sind, und der Philosoph erschafft sie nicht, eine Zusammenstimmung der Dinge, eine Welt ist, und der Philosoph erzeugt sie nicht; was kann es nun Gefährliches seyn, wenn ein Menschengeist mit Liebe und Beschridenheit zeigt, wie er glaube, daß Gott, Dinge und Welt sich zu, auf und in einander verhalten? ist innerer Widerspruch in seinem Versuche oder in der Darstellung desselben, so decke man ihn auf, man erweise ihn, aber beschimpfe nicht. Das nemliche gilt von jedem andern philosophischen Lehrgebäude, sein Baumeister mag Spinoza, Leibniz, Kant oder ein anderer gewesen seyn, jedes ist der Inbegriff gewisser möglichen Verhältnisse von Grund und Folge, und wird um so mehr Wahrheit und Haltbarkeit haben, je vester es auf Erfahrung und Beobachtung gegründet ist. Denn diese ist doch der ächte Grund und Prüfstein aller Philosophie, die

nicht Luftgespinnst seyn will. Kraft in der Schöpfung ist da, — wie und nach welchen ewigen Gesetzen diese Kraft aber wirke, strebe, sich läutere, in welchem Maas sie jedem Ding' inwohne, wie jedes Ding mit seinem inwohnenden Maas von Kraft sich zu andern Dingen verhalte, das findet nur der scharf und anhaltend beobachtende Menschengeist, und hat sich dabei nur vor dem Fehler zu hüten, daß er über der Last der Erfahrungen nicht den Zusammenhang, oder die gesunde Anschauung des Ganzen verliehre.

So Freund! denke ich über die Sache, und werde Ihnen im Verfolg unsers Briefwechsels meine Gedanken noch ausführlicher mittheilen; eine Stelle in Ihrem Schreiben muß ich jedoch heute noch berühren, obgleich dieser Brief schon zu lang zu werden droht. Sie beschweren sich, und mich dünkt, nicht mit Unrecht, über die entsezlichen Worte und die unverständliche Sprache, die in den Schriften der neuern Philosophen herrscht, und jeden, der ein gebildetes

Deutsch zu hören gewohnt, und nicht durch die neue Schule gegangen ist, vom Lesen derselben abhält. „Was ist das für ein Barbarismus, sagen Sie, wenn bei jedem Schritt, den wir auf diesem Felde thun, kategorische Imperative, Potenzen, Totalitäten, Differenzen und Identitäten ohne Zahl gleich lästigen Hummeln unser Ohr umschwirren, wenn wir jeden Augenblick auf einen trüben Sumpf stossen, aus dem das Froschgequäck von Central, ideal und real uns erschrekt? Haben wir nicht eine gebildete, auch an philosophischen Begriffen reiche Sprache, in der sich das alles deutsch sagen läßt? und ist es nicht der Zwek und die Pflicht des Schriftstellers, zu schreiben, daß er verstanden wird, und die Sprache, die ihm ihre Schätze darbietet, wenigstens nicht zu verunzieren? — So hat Thomas Abt, so haben Lessing, Mendelsohn und Garve, denen kein Verständiger das Prädikat eines Philosophen absprechen wird, nicht geschrieben! — wer eines klaren Gedankens sich deutlich bewußt ist, wird

auch

auch in der Sprache einen Ausdruk für ihn finden, und hat die Sprache wirklich noch kein passendes Wort für eine neue Idee, so schaffe er ein solches dem Bau und Geist der Sprache gemäs."

Ich gestehe, ich mußte lächeln, daß Ihnen, dem Eiferer für die Reinheit der Sprache, doch selbst die ausländischen Worte Barbarismus, Prädikat und Idee entschlüpft sind; konnten Sie diese Ausdrücke nicht gegen Deutsche austauschen? so schwer ist es, selbst wider Willen und Wissen, dergleichen Sprachvermengung immer zu vermeiden! Das Übel ist verjährt und oft beklagt, aber kaum anders zu heilen, als durch die Übereinkunft unserer besten und gelesensten Schriftsteller, kein ausländisches Wort mehr über die Grenze zu lassen, und diejenigen, die bereits im Lande sind, und sich nicht ausweisen können, das deutsche Bürgerrecht erlangt zu haben, unnachsichtlich auszustoßen. Was aber den gerügten Barbarismus in der Philosophie betrifft, so lassen sich einige Gründe angeben, die

den Gebrauch fremder Worte entschuldigen mögen. Einmal machen jene Schriften keinen Anspruch auf Geschmak, sondern sind rein wissenschaftlich, und dann ist es gewiß, daß jede neue Ideenverbindung ein Zeichen erfordert, welches bestimmt und genau sie ausdrükt; wenn nun in irgend einer Sprache schon ein solches Zeichen vorhanden ist, das diese Eigenschaft hat, oder dem sie mit einer leichten Beugung gegeben werden kann, warum soll es der Philosoph nicht benutzen? Ist nicht jede menschliche Sprache sein Eigenthum, über das er schalten kann? Hat nicht jede Kunst und Wissenschaft ihre eigenthümlichen Kunstausdrücke, die der verstehen muß, der auf dem Gebiet dieser Kunst oder Wissenschaft arbeitet? und wenn die Verhandlung blos unter Gelehrten geschieht, so ist doch mit Recht zu verlangen, daß diese mit dem Gerüste, mit dem Handwerkszeug bekannt sind, oder sich bekannt machen? aber der Fall ist auch öfters der, daß innerhalb der Schule über Gegenstände verhandelt wird, die sich ihrer

Feinheit wegen nicht für eine allgemeine Bekanntmachung eignen, und da halte ich es sogar für rathsam, wenn das Buch, welches einen solchen Gegenstand behandelt, ein verschlossenes Buch ist, von dem das Volk, und die lesesüchtige Welt schon der Kunst- und Schulsprache wegen keine Kenntniß nehmen kann *). Freilich, die Philosophie soll auch in das Leben übertreten, soll nicht gleich den Mysterien der Alten, nur das Eigenthum einiger wenigen Priester derselben seyn, sie soll streben, die gemeine Gedankenmasse zu erregen, zu läutern, zu bereichern; aber das hat sie, selbst ohne

*) Schon Baumgarten hat gesagt: „Mögen andere ihre Lesebücher obenhin schreiben, so verständlich, daß sie jeder wie seinen Abendsegen weglesen kann, mir soll es heilig im Andenken bleiben, wie viel Ehrerbietung man der denkenden Jugend schuldig ist. Schwer geschriebene Schriften haben immer wenigstens den Nutzen, daß sie die Hummeln, das faule Geschmeiß, vom Bienenkorbe verjagen, ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcent." Wer erfindet, kann nicht leicht schreiben, weil er sich eine wissenschaftliche Sprache erst erschaffen muß.

Zuthun der Schulphilosophen noch immer gethan. Wenn ein mächtiger Geist des Jahrhunderts aufgestanden ist, und aus dem Gedankenschlafe aufgerüttelt hat, wenn das Gezänke über sein System vorüber ist, und die Masse sich geklärt hat, so sind noch immer Männer von Geschmak und Darstellungsgabe erschienen, die, den Zwang der Schule verlassend, mit Gefühl und Wahrheit auf das Leben wirkten. Ein gleiches, hoff' ich, wird auch jezt geschehen, wenn nur erst die Zeit Ruhe von aussen und innen unserm vielfach gestörten Volke wiedergegeben, und es für geistige Genüsse edler Art empfänglich gemacht hat.

Leben Sie wohl. Ich erwarte Ihre Gegenschrift mit dem nächsten Boten. — —

Zweiter Brief.

Ich freue mich, daß mein Brief Sie mit der uralten, und doch ewig jungen Göttin Philosophia einigermassen ausgesöhnt hat; aber Ihre Frage, Lieber! welches der bekannten Systeme das Bessere sei, und der Wahrheit am nächsten komme, ist nicht so leicht zu entscheiden, und erfordert ein viel tieferes Eingehen in die Sache, als in einem Briefe zu geben möglich ist; und wenn auch ich mich darauf einließe, so wäre am Ende die Entscheidung doch nur die meinige, ein anderer würde anders entscheiden.

Die etwas ängstliche Besorgniß, so ich an Ihnen gewahr werde, und die Verlegenheit, „daß, bei der Mehrheit von Systemen, deren eines immer das andere verdringe, und von denen nicht selten auf einer und derselben hohen Schule mehrere zugleich herrschen, und sich in den Beifall theilen, Sie nicht wissen, in welcher Philosophie, und von welchem Lehrer derselben

Ihr Sohn eingeweiht werden soll" — hoffe ich Ihnen benehmen zu können. Ich bin nemlich der Meynung, daß es gleichviel ist, in welchem philosophischen Lehrgebäude der Jüngling unterrichtet wird, wenn nur der Lehrer, der es vorträgt, nicht das bloße Sprachrohr irgend eines Meisters ist, nicht ein todtes Wort, Hand- und Formelwesen treibt, und am schaalen Zeuge klebt, sondern von dem, was er lehrt, innig überzeugt, selbst denkt, aus dem Kopf und Herzen zugleich spricht, mit Klarheit die Begriffe entwickelt, und so die Lehrlinge zum eigenen Nachdenken, Vergleichen, Urtheilen reizt. Mag es seyn, daß er nicht in allem Recht hat — wer darf sich rühmen, es immer zu haben? — er wird, zur Prüfung veranlassend, keine Aner und Isten bilden, am wenigsten es darauf anlegen, daß ein System seinen Namen führe; die Wahrheit ist ihm heilig, wo er sie findet, und Liebe zur Wahrheit wird er in seinen Zuhörern zu erwecken, ihr Forschen nach Wahrheit zu leiten, und nach nichts

eifriger trachten, als den trägen Geist, der das αὐτος ἐφα zu seinem Wahlspruche macht, zu entfernen. Der Jüngling soll auf der Universität nicht Gedanken auswendig, sondern er soll denken lernen, er soll mithin nicht diese oder jene Philosophie, als den Inbegriff einer Gedankenmenge lernen, sondern er soll ein Ganzes von Gedanken sich selbst erzeugen, das sein erworbenes Eigenthum bleibe, und wozu ihm der Lehrer nur behülflich ist. Wer immer getragen wird, lernt niemals gehen, eben so, wem man immer nur vorsagt, und wer das Vorgesagte und Unverstandene immer nur nachschreibt, kommt nie zur lebendigen Erkenntniß, nie zum Anschauen eines Ganzen der Wissenschaft. Ich habe an einem andern Orte von dem großen Unterschied zwischen Gelehrsamkeit und Wissenschaft öffentlich gesprochen, wo, wenn Sie Lust haben, Sie es nachlesen können, hier bemerke ich blos, daß eigentlich gelernt, d. i. durch Unterricht, Überlieferung empfangen nur die geschichtlichen Wissenschaften werden können,

unter die ich auch die Sprachenkunde, die Rechtsgelehrsamkeit, und kurz alle die rechne, denen ein Gegebenes — (die Schule nennt es ein Positives) zum Grunde liegt, die auf eigener Erfahrung oder fremden Zeugnisse beruhen, und die gleichsam schon fertig vorliegen, um so wie sie sind, mit dem Gedächtnis aufgefaßt und behalten zu werden. Der Philosophie hingegen liegt kein Gegebenes vor, das der Philosoph nur sich eigen zu machen brauchte, um ein Philosoph zu seyn; kein Buch ist, aus dem sie, wie eine Sprache aus der Grammatik, wie das römische Recht aus den Pandekten etc. gelernt werden könnte, sondern sie entstehet erst jedem, der sich um sie bemüht, und ist nicht ihm zu Gute von einem andern schon ausgedacht. Selbst das Lehrbuch, das etwa ein Lehrer seinen philosophischen Vorlesungen zum Grund zu legen, gut finden könnte, wird nicht angesehen als ein Spruchkästlein ausgemachter Sätze, die nur gelernt werden dürften, sondern als die Veranlassung, sich eine Fertigkeit

im Urtheilen, im Forschen und Selbstdenken zu erwerben. Damit will ich aber nicht sagen, als ob nicht auch die historischen Wissenschaften mit einem philosophischen Geiste behandelt, mit eigenen Gedanken bereichert werden könnten; sie können und müssen es, ohne Geist wird nichts. Selbst der, der blos überliefert, was Gegeben ist, wird hundertmal falsch überliefern, wenn er ein Buchstaben-Mensch ist; Geist kann nur von Geist verstanden werden. Nennen wir nun den Innbegriff dessen, was gelernt werden kann, Gelehrsamkeit, und dessen, was durch Forschen gefunden wird, Wissenschaft, und setzen beide in ihren schneidendsten Enden einander gegen über, so verhalten sich Gelehrsamkeit und Wissenschaft, wie das Wachsthum der unorganischen und organischen Körper, jene vermehren den Kern ihrer Masse durch Zuthun von aussen, diese erweitern sich durch lebendiges Bilden von Innen heraus. Bei jenen sezt sich Gleichartiges an Gleichartiges an, diese verähnlichen sich den Stoff zu innigsten Bestand-

theilen ihrer eigenen Natur. Würdigen Sie das angegebene Verhältniß eines weitern Nachdenkens, und Sie werden die Bemerkung machen, wie wunderbar dasselbe Gesetz, das in der Körperwelt herrscht, auch im Reiche des Geistes obwaltet.

Aus dem Gesagten geht, däucht mich, hervor, daß, weil Philosophie nicht gelernt werden kann, es in Betreff Ihres Sohnes einerlei ist, an welchem System er sein Forschen und Denken übe, und zur künftigen eigenen Einsicht sich ausbilde, daferne nur der Lehrer die bezeichneten Eigenschaften hat, und des Jünglings Natur im Stande ist, den Nahrungsstoff, den jener ihm reicht, in ihr eigenes gesundes Selbst zu verarbeiten. Denn freilich das Leztere gehört nothwendig dazu. Es giebt sclavische Geister, die durchaus einen Herrn haben müssen, weil sie zu unfähig oder auch zu träge sind, sich zur Herrschschaft über die Dinge durch selbstgedachte Gedanken zu erheben, und die daher die halb oder unverstandene Säze, die sie zufälliger Weise etwa einmal hören,

ewig wiederkäuen, und als den Schlagbaum ansehen, über den hinaus zu gehen nicht erlaubt, oder wenigstens nicht bequem ist, über den hinaus nur ungebautes wüstes Land, und Stockfinsterniß den Wanderer erwartet.

Aber auch der besser geartete Jüngling, der, dem Liebe zur Wissenschaft und unermüdliches Streben, weiter zu kommen, inne wohnt, hat Acht auf sich selbst zu geben, daß der böse Genius des blinden Glaubens an die Unfehlbarkeit gepriesener Lehrmeister ihn nicht unvermerkt überliste. Es könnte dieß um so leichter geschehen, da der junge Mann so eben erst dem Schulunterricht entlassen wurde, wo er zu lernen, d. i. Überliefertes zu empfangen, gewohnt war. Denn das ist der Unterschied zwischen niederer und hoher Schule, oder zwischen Gymnasium und Universität, daß jenes mehr auf das eigentliche Lernen, auf das Hinzuthun und Vermehren der Erkenntniß; diese hingegen mehr auf Wissenschaftlichkeit, auf Verbindung der Theile zu ei-

nem wohlgeordneten Ganzen Rüksicht nimmt. Ich sage mit Fleiß: mehr Rüksicht nimmt, und spreche damit aus, daß ich nicht glaube, es sei weder der Unterricht, den das Gymnasium ertheilt, des wissenschaftlichen Geistes gänzlich entblößt, noch werde auf der Universität nicht auch gelernt; nur ist die Richtung verschieden, die jenes und diese dem Kopfe giebt. Wenn ohnstreitig das Lernen bisher die Hauptbeschäftigung des Jünglings war, und er izt in die Hörsäle der Philosophen eintritt, so denkt er, ihm verzeihlich, Philosophie nun auch lernen zu müssen, und geräth so auf den oben beschriebenen Abweg, wenn nicht der Lehrer statt seiner wacht.

Ich dränge alles, was ich zerstreut über das Vortragen und Studiren der Philosophie bereits geäussert habe, noch einmal in folgende Punkte zusammen, die eben so viele Zwecke des gesammten Universitäts-Studium für Lehrer und Zuhörer seyn müssen:

Die Universität soll das Vermögen zu forschen und selbst zu erfinden, wecken, wo

es noch schlummert, und üben, wo es erwacht ist: —

Sie soll dahin wirken, daß der Jüngling bei seinem Denken sich der Grundgesetze desselben deutlich bewußt werde, um ihn vor Irrthum und Übereilung zu verwahren; sie soll den großen Gedanken, daß das Reich der Erkenntnisse Ein Ganzes ist, aufstellen, und durchführen, damit der Jüngling sich gewöhne, jede einzelne Erkenntniß, die er in der Schule gelernt hat, und welche die Erfahrung jedes Tages noch hinzu thut, in einen großen Zusammenhang zu bringen: —

Sie soll endlich diese Idee eines Ganzen, das Wissenschaft heißt, so fest gründen, daß fortan auch die Pforten der Hölle sie nicht mehr zu überwältigen vermögen, und daß es dem Jüngling zur Natur wird, in seinem spätern Leben jede neu hinzugelernte Erkenntniß, besonders desjenigen Faches, dem er sich hauptsächlich widmet, aus dem Gesichtspunkt dieses Ganzen anzuschauen.

Nach welchem philosophischen Systeme nun dieß geschehen mag, ist, wie bemerkt, in Hinsicht des zu bildenden und ans Forschen zu gewöhnenden Jünglings völlig gleichgültig, daferne nur das System des Lehrers wirklich System, d. i. ein auf einem festen Grunde ruhendes, in allen seinen Theilen eng verbundenes, in Ebenmaas und Verhältniß stehendes, Sturm und Wetter trotzendes Gebäude ist, dessen Äusseres auch einen gefälligen Anblick dem Auge des Schauenden gewährt.

Nun bin ich so müde zu schreiben, als Sie seyn werden, das Geschriebene zu lesen. Lassen Sie uns daher für dießmal scheiden.

Dritter Brief.

Ich wünsche Ihnen Glück, lieber Freund! zu einem solchen Sohn. Wie innig muß Ihre Freude seyn, den wohlgebildeten, an Seel' und Leib gesunden, rüstigen Jüngling den Ihren nennen zu dürfen! Während der vierzehn Tage, die er in meinem Hause zubrachte, kam er mir nur wenig von der Seite, und ich lernte ihn hinlänglich kennen, schätzen und lieben. Für ihn lassen Sie sich nicht bange seyn, er hat die rechte Reife zur Universität. Seine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Geschichte, seine Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Zustand der Erde und ihrer Erzeugnisse, seine Belesenheit in dem Besten, was deutsche Art und Kunst in jedem Fache hervorgebracht hat, und endlich seine gründlichen Urtheile über das, was er weiß, und die Begierde, sein Wissen dem Umfang und Inhalt nach zu erweitern, sind die rechte Vorbereitung zur hohen Schule, so

wie diese ihm Vorbereitung zur höhern Schule des Lebens und Wirkens seyn wird. Möchten alle Jünglinge so ausgerüstet mit Kenntnissen, mit Sinn und Gefühl durch die Thore der Universitäts-Stadt einziehen! warlich, es stünde um Staat und Kirche besser. Aber wie es überhaupt ein auffallendes Zeichen des gegenwärtigen Geschlechts ist, nirgends die Reife, welche doch die Zeit unvermeidlich herbeiführt, abwarten zu wollen, so zeigt sich diese Ungeduld auch in dem ganzen Laufe der Erziehung und des Unterrichts. Wie ein flüchtig Reisender, der nur hie und da eine Merkwürdigkeit sich zeigen läßt, eilt der Knabe durch die Schule, um, körperlich kaum ausgebildet, die Universität heimzusuchen; fliegt hier von Hörsal zu Hörsal, um in der möglichst kürzesten Zeit sich das Gedärm mit Sachen anzufüllen, die der Magen nicht hat verdauen können, und drängt sich dann als Jüngling schon in Staats- und Kirchenämter, die die Erfahrung eines gereiften Mannes fordern. Wehe dann den armen Untergebenen! wehe

ihm

ihm selbst! Da er nie die Zeit gehabt hat, aus der Höhe der Bücher- und Schulweisheit in die Wirklichkeit herabzusteigen, kleine Umstände zu erwägen, und nach der Dinge wahrem Verhältniß zu fragen; da sein jugendlicher Übermuth, in Begleitung des Stolzes, den ihm sein Amt giebt, es verschmäht, Rath anzunehmen, so wird er hundert Plane und Entwürfe zur vermeintlichen Verbesserung machen, die, wenn sie unglüklicher Weise ausgeführt werden, zum Verderben gereichen.

Das alles ist nun von Ihrem Sohn nicht zu fürchten; er hat lange genug in der Schule verweilt, um das vollständig und gründlich zu wissen, was sie ihm geben konnte. Er kennt bereits die Alten nicht nur vom Hörensagen, sondern hat mehrere derselben so gelesen, daß ihm das Verständniß der übrigen nicht schwer werden wird, und er nicht mehr ferne von dem Punkt ist, von wo aus eine tiefere Einsicht in das Wesen der alten Welt sich ihm von selbst aufthun wird. Und dieß

allein könnte schon hinreichend seyn, ihm das Gediegene und unmittelbar Brauchbare, das ich an ihm bemerke, und das mit dem Hohlen und Luftigen Anderer seines Alters stark absticht, zeitlebens zu sichern. Aber er besizt auch einen gewissen natürlichen Pulsschlag des Geistes, der ihn alles Abspringen vom Rechten sogleich gewahrwerden läßt, und zu der Hoffnung berechtiget, er werde das Wahre in den Vorträgen seiner neuen Lehrer von dem Unhaltbaren und Falschen durch das ihm inwohnende Gefühl des Richtigen zu unterscheiden wissen. Denn die Wahrheit ist dem gesunden Menschen bei weitem nicht so verstekt, als Manche dafür halten, ihr sicherstes Kennzeichen ist: das innigste Bewußtseyn dessen, was wir fühlen. Ich sage, dem gesunden Menschen, und meyne damit einen solchen, der im Stande ist, seine Einbildungen von seinen Empfindungen zu unterscheiden, und diese lezten in deutliche Gedanken zu übersetzen; denn der Zustand, in welchem ein Mensch seine Einbildung für

Empfindung, mithin für Wahrheit hält, ist Verrüktheit, nicht Gesundheit. Säze, wie der, daß die drei Winkel eines Dreieks zweien rechten Winkeln gleich sind, oder wie das Gebot der Moral: Du sollst dankbar seyn! läugnet, sobald er dieselben nur verstanden hat, kein gesunder Mensch, denn ihre Wahrheit beruht auf dem unmittelbaren Gefühl der Gewißheit, und bedarf keines spitzfindigen Beweises. Wahrheit ist von Gott uns gegeben, das nächtliche Dunkel, in dem wir wandeln, zu erleuchten; ihr Wesen ist Licht, inneres Licht. Lachen Sie nicht über diesen unschuldigen Ausdruk, weil die Mystiker ihn brauchen und mißbrauchen, er bezeichnet die Sache mit einem ihr angemessenen Bilde. Wer irgend Etwas als ein Ganzes begriffen und in seinen Verhältnissen klar verstanden hat, wird nicht in Zweifel über die Wahrheit seiner Idee seyn, diese dringt sich ihm vielmehr unwiderstehlich auf, und ist darin von der Ahndung verschieden, daß dieser noch die Data fehlen, mit deren Hülfe erst das

dunkel Gefühlte in einen klaren Begriff erhöht wird. Zum auffallenden Beispiel, welch innere Gewißheit eine als wahr erkannte Idee mit sich führe, und wie wenig der Spott und die Verachtung der Welt von ihr abwendig zu machen im Stande sei, erinnere ich Sie nur an Colomb und Keppler; beide, jener mit seiner Entdeckung auf der Erde, dieser am Himmel, fanden bei ihren Zeitgenossen wenig Eingang; aber in ihrem Kopfe stand lichthell und unerschütterlich der Gedanke einer neuen Erde, einer neuen Harmonie des Weltbaus, und —

mit dem Genius steht die Natur in
ewigem Bunde,
was der eine verspricht, leistet die
andre gewiß.

Was verbürgte diesen Männern die Wahrheit ihres noch von keinem Erfolg gekrönten großen Gedankens? Das unmittelbare Gefühl seiner Gewißheit, das innigste Bewußtseyn dieses Gefühls, der bestimmte und deutlich gedachte Unterschied zwischen Einbildung und Empfindung war es, das

Nemliche, weßwegen Spinoza sagen konnte: Ich masse mir nicht an, die beste Philosophie erfunden zu haben, aber daß ich die wahre einsehe, das weiß ich. Woher wissen wir, daß Dinge ausser uns sind, und verlachen den Philosophen, der uns beweisen will, daß die Aussenwelt eine bloße Täuschung unsers Vorstellungsvermögens sei, ungeachtet wir seinen spitzigen Beweisen nichts entgegen setzen können? woher anders als daher, daß wir von der Wahrheit der Dinge ausser uns unmittelbar durch das bloße Gefühl, und Bewußtseyn dieses Gefühls gewiß sind? Dieser Sinn für Wahrheit, dieser Maasstab des Richtigen und Falschen wohnt in allen Menschen; ohne seine wohlthätige Leitung wäre unser Geschlecht längst in unabsehliche Verwirrung gerathen, und jedem verrükten Träumer und Zeichendeuter preisgegeben worden; aber er kann vielfältig geschwächt, er kann absichtlich von dem grübelnden Verstand verschmäht, von dem Stolz und der Sucht nach dem Ungemeinen bei Seite gesezt wer-

den. Er sei also das edelste Kleinod des gesunden unverdorbenen Jünglings, und die Richtschnur, an welcher er seine Erkenntnisse wie seine Handlungen mißt; er hüte sich vor der Unart, alle Theilchen der einen oder der andern auf das Haarfeinste spalten, und vor der Anmassung, auch das Unergründliche ergründen zu wollen. Und so geleite ihn denn die Unsterbliche, der er Treue geschworen, durch die Irrgänge der Schule und des Lebens, daß er möge prüfen und das Beste behalten! —

Wir haben einen Briefwechsel verabredet, auf den ich mich nicht minder freue, als er. Ich werde die Briefe offen an Sie übersenden, damit Sie sie lesen, und von dem Ihren nach Gefallen hinzusetzen können.

Vierter Brief.

Lieber junger Freund!

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen noch einige Zeilen in das väterliche Haus nachzusenden, bevor Sie dasselbe verlassen. Was ich Ihnen sagen will, betrifft nicht eigentlich den Lebenswandel; denn daß Sie einen glatten Pfad gehen, auf dem Tausende glitschen, wissen Sie, daß unter diesen Tausenden Sie nicht seyn werden, dafür bürgt mir Ihr bereits erstarkter Sinn für Edles und Gutes, Ihre Frömmigkeit, und Ihre zärtliche Liebe zu Eltern und Geschwistern, denen Sie namenlosen Kummer machen würden. Es betrifft für izt einiges Aussenwerk der Wissenschaft, einige Rathschläge, die, obgleich schon mündlich gesagt, ich schriftlich wiederhole, weil sie mir auf Erfahrung und richtigen, aus der Natur der Sache geschöpften, Grundsätzen zu beruhen scheinen. Alle wissenschaftliche Be-

schäftigung des Jünglings auf der Universität ist entweder ein Empfangen oder ein Verarbeiten und Weiterbilden des Empfangenen. Denn an ein Drittes, an das Wiedergeben des Empfangenen und Fortgebildeten durch mündliche und schriftliche Lehre ist in diesen Jahren noch nicht zu denken. Das Empfangne geschieht entweder durch das Ohr und ist ein Hören, oder durch das Aug, und ist ein Lesen; in dem Weiterbilden des Gehörten und Gelesenen besteht aber das eigentlich sogenannte Studiren, denn es erfordert eine Selbstthätigkeit, eine angestrengte Bemühung des Geistes; da hingegen beim Hören und Lesen der Geist mehr oder weniger, obgleich nie ganz leidend sich verhält. Zuerst also einige Worte vom Hören, als der gewöhnlichsten Geistesbeschäftigung der Studirenden auf der Universität, denn man sagt: Kollegien hören.

Der mündliche Vortrag hat sowohl für den Lehrer als für den Lehrling unzweifelbare Vorzüge vor dem schriftlichen. Jener

hat es in seiner Macht, durch den bloßen Ton der Stimme, durch den Ausdruk auf seinem Gesicht, durch eine Geberde den Eindruk dessen, was er sagt, zu erhöhen, die Aufmerksamkeit rege zu erhalten, und das Wort eines Satzes, oder den Satz einer Rede, auf dem eine vorzügliche Wichtigkeit haftet, ganz besonders herauszuheben. Ein guter Lehrer wird also die Kunst des mündlichen Vortrags nicht vernachlässigen, und es nicht unter seiner Würde halten, sowohl durch geordnete Anlage der ganzen Rede, als durch eine richtige und gefällige Deklamation dem Verstand und Ohr des Zuhörers wohlzuthun. Dieser wird dagegen den Vortheil haben, das also Gesagte, weil er es mit 2 Sinnen zugleich vernommen hat, viel tiefer in sein Gedächtnis zu graben, und wechselseitig beim Worte des Ausdruks im Gesicht des Sprechenden, und des Tons seiner Stimme, und bei diesem des Wortes sich zu erinnern.

Doch, nicht das Anhören eines mündlichen Vortrags ist es, worüber ich Ihnen

schreiben will, denn von selbst wird zu Ihrem Geist gelangen, was das Ohr vernommen hat; es betrift vielmehr das Benutzen des Vortrags, vor, während, und nach demselben, oder die beste Art und Weise, wie ich glaube, daß ein so genanntes Collegium gehört werden müsse.

Das gewöhnliche Verfahren hiebei ist das Nachschreiben. Und da sind nun die meisten Studenten so emsig und so bemüht, kein Jota sich von dem entgehen zu lassen, was der Professor sagt, daß es eine Lust ist, zuzusehen, und daß man sich kaum bereden kann, nicht auf einer Kanzlei, sondern an einem Orte zu seyn, wo geistiger Gedankenverkehr getrieben wird. Die meisten dieser jungen Herren setzen ihr Studiren in das Lernen, oder wohl gar in das bloße Besitzen eines Hefts, und denken wunder, wie gut sie ihre Universitätsjahre angewendet haben, wenn sie viele solcher Collegienhefte nach Hause mitbringen, um sie nie mehr, oder höchstens etwa vor dem Examen noch einmal durchzusehen, und sie

dann in einem Winkel des Hauses auf ewig im Staube modern zu lassen. Wenn Ihnen Ihr Studiren Ernst, Ihr Fortrücken in Wissenschaften angelegen, und kostbar die Zeit ist, so muß ich Ihnen von der gewöhnlichen althergebrachten Studirweise ab- und dagegen eine andere anrathen, die zwar, wie ich wohl weiß, beschwerlicher, aber dafür auch dem Geiste der Wissenschaft angemessener ist, und die Mühe lohnt. Sie besteht im Vorbereiten, Nachdenken und Wiederholen; ich unterstreiche mit Fleiß die Wörter Vor, Nach, Wieder, denn ich nehme sie in ihrem ursprünglichen Sinn, und deute auf das, was vor, während und nach der Stunde der Vorlesung geschehen soll. Ich will mich sogleich deutlicher erklären: Vor der Stunde überdenken Sie den Gegenstand, der abgehandelt werden soll, welchen zu wissen nicht schwer ist, wenn der Lehrer ein Compendium seinem Vortrag zum Grunde legt, oder wenn er die Wissenschaft folgerecht und geordnet abhandelt, und die Ordnung und Folge, nach

welcher er verfahren will, vorher ankündigt. Was Sie nun von dem Theile einer Wissenschaft, über den wahrscheinlicher Weise heute gesprochen werden wird, schon wissen, oder zu wissen glauben, oder durch Nachsinnen und Nachschlagen leicht herausbringen können, das entwerfen Sie sich kurz auf das Papier, gehen nun in die Vorlesung, und merken darauf, ob und wie der Professor Ihr bereits Gewußtes berichtige, erweitere, verwerfe, oder gar nicht berühre; Sie bemerken sich ebenfalls schriftlich, des Gedächtnisses willen, aber in kurzen Worten und Zeichen, die neuen Gedanken und Ansichten und den ganzen Gang der Untersuchung oder Darstellung. Sie denken das vom Lehrer Ihnen nur Vorgedachte nach, und machen es dadurch zu Ihrem Eigenthum; nun gehen Sie nach Hause, und halten sich mit Hülfe Ihrer kurzen Bemerkungen die ganze Vorlesung wieder, geben sich genaue Rechenschaft von dem, was Sie die Stunde über gehört haben, worinn Ihre Erkenntniß bereichert oder

berichtiget worden ist, schreiben das Hauptresultat in deutlichen, genauen Worten nieder, und knüpfen es sogleich mit andern verwandten Ideen zusammen, und geben an, wo die Erkenntniß eine Lücke hat, oder einem Zweifel Raum läßt, den Sie vor izt noch nicht zu lösen im Stande sind. Auf diese Weise wird sich Ihr Gedankenschatz unglaublich vermehren, und Sie werden ein Heft zusammen bringen, das unendlich mehr Werth hat, als ein blos nachgeschriebenes, denn das Ihre wird ein selbstgedachtes, es wird ein Werk seyn, das, statt aus Eckel der Vergessenheit preisgegeben zu werden, Sie noch spät nachher mit Vergnügen und Nutzen lesen, und von dem Sie nicht mehr mit Gewißheit werden entscheiden können, was davon Ihr eigenes oder fremdes Gut war. Jeder Gedanke, den Ein Geist denkt, ist das Eigenthum aller verwandten Geister, und also auch mein Eigenthum, mit dem ich schalten kann, weil Wahrheit Gemeingut ist, und kein anderer dadurch ärmer wird, daß ich seinen Gedan-

ken nun auch denke, wahrhaft denke, nicht nachspreche. Der Gedanken-Neid ist daher eine Erbärmlichkeit, die zur trüben Quelle den Stolz und eine ungebändigte Selbstsucht hat, und mit der Liebe zur Wahrheit nicht bestehen kann. Ein solcher Selbstsüchtiger vergißt, auf wessen Schultern er selber stehe, und wie nakt und blos er wegkommen würde, wenn ein Zauberer oder ein Gott ihm die Gedanken nehme, die, erregt durch zahllose Veranlassungen des Umgangs, der Sprache und Schrift, in ihm entstanden sind, und er zu eigen sich gemacht hat; seine Eigenliebe verschmäht die demüthigende Beobachtung, daß man oft glaubt, etwas selbst gedacht zu haben, was man doch bei andern gelesen oder gehört hat. Denn, sagt Abbt, unsere Seele stiehlt Gedanken mit solcher Geschiklichkeit, daß sie nichts weiter thut, als gleichsam ihr Wappen darauf schlagen, um sie die ihrigen zu nennen. Aber eben dieses Wappenschlagen, dieses Bezeichnen mit eigenem Stempel ist Natur des Geistes; jeder Ge-

danke, den ein anderer vor mir, oder mit vorgedacht hat, wird schon dadurch mein eigener, daß er durch meinen Kopf geht, er ist Nahrungsstoff, der sich, gleich dem leiblichen, in mein eigenes Wesen verwandelt, und ohne dessen beständigen Zufluß der Geist wie der Leib, den Reiz, und mit dem Reiz das Leben einbüssen würde.

Ein anderer Weg, Geistiges zu empfangen, ist das Lesen. Man könnte fragen, ob denn überhaupt Bücher seyn müssen? Diese Frage und ihre Beantwortung geht uns nichts an, denn sie sind, und was ist, ist auch in seiner Art, und zu etwas gut, weil die ewige Ordnung der Dinge es herbeigeführt hat. Näher geht uns an, wie das was ist, in unsern möglich größten Vortheil verwandeln werden könne, also hier, welche Bücher und wie sie gelesen? welche, und wie Bücher von Ihnen auf der Universität gelesen werden sollen? Was das Welche betrifft, so haben wir vieles darüber mündlich gesprochen, und ich kann kurz seyn. Alles kommt hier auf

Zweck und Zeit an. Die leztere ist für jeden Studirenden ein kostbares Gut, und Pflicht und Klugheit erfordert, sie nicht zu verschwenden; verschwendet wird sie aber durch zwekloses Lesen. Der Jüngling hat ein Ziel, nach dem sein Streben gerichtet ist, und es ist nöthig, daß er dieses Ziels sich frühzeitig bewußt werde; ich will es überhaupt Vollendung durch Wissenschaftlichkeit nennen. Nun führen der Wege mancherlei zu diesem Ziele, und es hängt von des Jünglings eigenthümlicher Natur, oder auch von äussern Umständen ab, welchen Weg er einschlagen will und kann. Der eine betritt den Pfad der Naturforschung, ein anderer den der Geschichte, ein dritter den der Sprachen, ein vierter einen andern ꝛc.; immer aber ist Vollendung durch Wissenschaftlichkeit das ferne Ziel, das er unverrükt im Auge behält. Was nun jedem seinen Weg verkürzet, ihm die Hindernisse wegschaft, oder auf sie aufmerksam macht, das muß er sich zu verschaffen suchen, und jeder, der diesen, oder einen

nahe-

naheliegenden Seitenweg schon gegangen ist, und ihm seine Erfahrungen und Beobachtungen durch Schrift mittheilt, der ist sein Mann, den er hören, d. i. lesen muß. Ich will zwar aus Liebe glauben, daß unter der zahllosen Menge von Büchern, die bei uns im Kreise gehen, nur wenige ganz schlecht sind, das heißt, für keinen, der sie liest, etwas taugen, allein da die Kunst lang, und kurz das Leben ist, so werden alle Bücher, die ihr Daseyn nur dem gesunden Finger ihres Schreibers und der Wohlfeilheit der Dinte verdanken, wie billig von Ihnen nicht gelesen, und damit hoffe ich auf immer den ganzen Bücher-Pöbel, der in den Buden der Lesebibliotheken zu jeder Stunde müssig steht, und wartet, ob Niemand um einen Groschen zum Taglohn ihn dinge, von Ihnen entfernt zu haben.

Wie gelesen werden soll? darüber vernehmen Sie noch meine Meynung. Ich antworte, mit Selbstthätigkeit. Es giebt eine gewisse Bequemlichkeit des Geistes,

Eindrücke anzunehmen, und Bilder, wie in einer Camera obscura, vorüberziehen zu lassen, die man mit Gewalt von sich abwehren muß. Es ist so süß, hinter dem Ofen, oder unter einem Baume zu sitzen, und zu lesen; es kostet so wenig Anstrengung, und ist doch so unterhaltend, daß manche Leute einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbringen. Dieß ist weiter nichts, als Müssiggang. Ich behaupte nicht, daß man nie hinter seinem Ofen sitzend, oder auf seinem Sofa liegend, lesen dürfe; der Geist bedarf, wie der Leib, Erholung, und da er, wie dieser, nie ganz unthätig seyn kann, so mag ein ruhiges Lesen immer noch eine bessere Beschäftigung seyn, als Mücken zu fangen, und Grillen nachzujagen.

Aber das eigentliche Lesen gelehrter oder wissenschaftlicher Bücher ist kein Spiel, sondern Arbeit, welche die ganze Thätigkeit des nachdenkenden Geistes in Beschlag nimmt. Es muß jedem überlassen bleiben, wie er diese Arbeit verrichten will, und allgemeine

Regeln helfen nichts, weil sowohl jedes Buch eine eigene Art, es zu behandeln fordert, als auch jeder Leser auf eigenthümliche Weise liest. Nur scheint mir nicht zu verachten zu seyn der Vorschlag: Mache, was du liesest, zu dem Deinen, bringe, was der Schriftsteller vielleicht weitläufig sagt, in einen kurzen Inbegriff, fasse und behalte es nicht blos als historische Kenntniß im Gedächtnis, sondern eigne es dir innig an, dafern es sich deiner Natur aneignen läßt, vergiß über einem glänzenden Gedanken und über der Freude, eine dunkle Sache verstanden zu haben, nicht, noch einen Schritt weiter zu gehen, den, des Gedankens Ächtheit und der dunklen Sache Wahrheit zu prüfen. Da Gedanken, wie elektrische Funken, einander entzünden, so unterlaß nie, sogleich die Ideen, die durch den Verfasser in dir erregt worden sind, zum stehen zu bringen, dadurch, daß du sie niederschreibst; so wirst du dir einen Reichthum sammeln, dessen du dich freuen kannst, weil du ihn rechtmäßig besitzest.

Ein solches Hören und Lesen, mein Lieber! ist wahrhaft ein Studiren, d. i. ein Bemühen um Wissenschaftlichkeit zu nennen, aber es erschöpft doch den Begriff des Studirens noch nicht; ein Drittes muß hinzukommen, das kein Empfangen, sondern ein freies Bilden, ein Versuch des Geistes ist, ein gedachtes, kleineres oder größeres Ganzes ausser sich zu stellen, ein Versuch, in eigenen Abhandlungen die Kraft des Geistes an Einen Gegenstand zu verwenden, diesen von mehrern Seiten zu betrachten, getheilte Vorstellungen in Einer zu verbinden, und so das Wohlgefügte in einer genauen, klaren und starken Sprache sich selbst vorzutragen. Dieß erfordert Übung und Anstrengung, auch wohl Überwindung eines gewissen Hanges zur Trägheit, den jeder Mensch an sich wahrnehmen kann. Diesem Hange nun zuwider selbst etwas hervorbringen, heißt mit Selbstthätigkeit arbeiten, und ist ein vortreffliches Mittel, die Geisteskraft zu stärken und zu mehren. Wer nur immer dem Strom der Ideenassociation seinen na-

türlichen Lauf läßt, ohne jemals mit Willkühr diesen Lauf zu hemmen, wer nur immer treibt, wozu er eben izt Lust hat, und von sich entfernt, wozu er keine Lust spürt, ohne jemals diese Unlust zu überwinden, der mag wohl zuweilen gute Einfälle haben, er mag auch mancherlei Kenntnisse besitzen, aber eigentlich zu Hause ist er in keinem Fache der Wissenschaft, er wird Zeitlebens seicht bleiben. Vor dieser Seichtheit wird der Jüngling sich verwahren, der von Zeit zu Zeit eine Aufgabe, die ihm gerade nahe liegt, freiwillig übernimmt, sie schriftlich bearbeitet, seine Gedanken ordnet, und nicht eher nachläßt, bis er seinen Gegenstand, so viel ihm dermalen möglich ist, erschöpft hat.

Schreiben Sie also viel, versteht sich, nicht für die Druckerpresse, sondern zu Ihrer Übung; bearbeiten Sie vornehmlich solche wissenschaftliche Gegenstände, die ihrer Schwierigkeit wegen nicht jedermanns Ding, und der gewöhnlichen ersten Ansicht zuwider sind, und versuchen Sie sich Rechenschaft zu

geben, ob und wie weit sie Grund und Boden haben.

Ich will jezt schließen. Vielleicht kann dieser Brief auch einem oder dem andern Ihrer künftigen Freunde ersprieslich seyn, und in diesem Fall erlaube ich Ihnen gern, von ihm Gebrauch zu machen. Vielleicht, daß mancher sonst gute Jüngling, von der Stärke der Wahrheit besiegt, seinem Hang zu unnützer Leserei Gewalt anthut, und anstatt in geistlosen Gedichten und Romanen Jagd nach schönen Phrasen zu machen, und sich zum ästhetischen Schwäzer zu bilden, lieber sich entschließt, mit Anstrengung Grundsäze verstehen, und Gedanken frei aus sich entwerfen zu lernen.

Fünfter Brief.

Was Philosophie sei, mein Lieber, ist leichter gefragt als beantwortet. Die Philosophie ist, wozu jeder sie macht. Ich wollte, der Name verschwände mit der Sache, und an ihre Stelle träte eine klare, natürliche und einfache Ansicht der Welt und des Lebens, wie nach zuverlässigen Spuren, das früheste Alterthum sie hatte. Weil aber ein solches Verschwinden des Namens mit der Sache wohl nicht eher zu erwarten seyn wird, als bis die Bogenlinie des Kreises in ihren Anfang zurückkehrt, und die Menschheit da wieder angelangt ist, wo sie ausgieng, oder mit Worten der Schrift zu reden, bis eine Heerde und ein Hirte, und Gott alles in Allen seyn wird, — weil, wie unsere Staaten, Kriege und Wissenschaften zu beweisen scheinen, wir dieser glücklichen Zeit noch ferne seyn dürften, so lassen Sie uns immer mit dem Strome schwimmen, da wir nichts gegen seine Allgewalt vermögen,

und zufrieden seyn, wenn er uns an irgend ein schönes Eiland führt, wo unser schwindelndes Auge Ruhe findet, und an frischem Grün sich erquickt.

Vorläufig beantworte ich Ihre Frage, was Philosophie sei, also: sie ist das freie Streben des Geistes nach Einheit der Erkenntniß, oder, was gleichviel sagt, sie ist das Bemühen des freien Geistes, Einheit, und mit dieser, Klarheit in die gesammte Masse unserer Erkenntnisse und Erfahrungen zu bringen. Ich nenne dieses Streben ein freies, und meyne damit, daß es aus der innern Natur des Geistes hervorgehend, kein von Aussen aufgedrungenes, sondern Trieb sei, womit der Geist sich selber antreibt. Dadurch aber, daß ich den Zweck dieses Strebens in die Einheit der Erkenntniß setze, unterscheide ich die Philosophie von dem blos gelehrten Wissen, das allerdings aus einer Menge von Kenntnissen bestehen kann, die aber unter sich nicht zusammenhängen, weil ihnen noch das einende

Band fehlt; die einem Haufen roher Materialien gleichen, aus denen wohl ein schöner Bau entstehen mag, wenn der Geist des Baukünstlers sie zu einem wohlgeordneten Ganzen erst verbunden haben wird. Ein freies Streben ist aber auch ein solches, das um sich selber weiß, denn nur das Bewußtseyn ist wahrhaft frei; ein philosophischer Geist wird also wohl der zu nennen seyn, welcher, nicht zufrieden mit dem was Schule und Erfahrung, was Wort und Buchstabe ihn gelehrt hat, nach dem innern Grund, und dem Zusammenhang seiner Erkenntnisse fragt, und mit Bewußtseyn sie zu einem Ganzen ordnet; und von dem, der ein untergeordnetes Ganzes als ein solches, und mit allen seinen Theilen zugleich erkennt, der jede neue Beobachtung, jede neue Erscheinung auf dem Gebiete dieses Ganzen sogleich gehörigen Ortes einreihet, und mit dem Übrigen in ein richtiges Verhältniß sezt, von dem kann man sagen, daß er diese oder jene Wissenschaft mit einem philosophischen Geiste behandle.

Erweitern wir den Begriff der Einheit dahin, daß er nicht nur den innern Grund und den innern Zusammenhang unserer von Aussen stammenden Erkenntnisse in sich fasse, sondern auch Einheit des Erkennens und Wollens, des Denkens und Thuns, Einheit unsers gesammten Seyns mitbegreiffe, und nennen wir dieses Eines-Seyn des Gedankens und der That Weisheit, jenes freie Streben des Geistes aber Liebe, so hat Philosophie ihren alten Wortverstand wieder, sie ist φιλοσοφια — Liebe zur Weisheit, folglich auch Liebe zur Tugend, als der Thathandlung, wodurch endliche Wesen sind, was sie seyn zu müssen erkannt haben, — folglich auch Liebe zu Gott, als dem in allem Wandel ewig bestehenden Urseyn, das ewiges Erkennen und ewiger Wille zugleich ist. Philosophie ist auch Liebe zur Wahrheit; wahr ist aber billiger Weise nur die Erkenntniß zu nennen, deren Grund und innere Verbindung eingesehen wird, deren Nothwendigkeit einleuchtet; als nothwendig erscheint mir aber nur das, was aus einem

Ganzen hervorgeht, oder was ich als einen Theil eines Ganzen, der mit diesem zugleich ist, begreiffe. Jeder wahre Saz nemlich kann dem streitig gemacht werden, der ihn nur beiläufig etwa gehört und mit dem Gedächtnisse behalten hat; ein solcher borgt ihn nur, und besizt ihn nicht als Eigenthum. Dann aber ist er sein Eigenthum, das keine Sophisterei ihm rauben kann, wann er ihn als nothwendigen Theil eines Ganzen mit Augen der Vernunft schaut; denn wie im Leiblichen keiner sich wird nehmen lassen, was er wachend und im Zustande des völligen Bewußtseyns wirklich gesehen hat, weil er innigst überzeugt ist, daß er nicht irre, so verhält es sich auch im Geistigen mit der Vernunfterkenntniß, auch sie ist eine Anschauung, begleitet von dem Gefühl der Gewißheit, das den Gesunden nicht trügt. Jeder, der eine wahre Erkenntniß aus Vernunftanschauung hat, ist darüber so wenig in Ungewißheit, als der es ist, der mit sinnlichem Auge einen Gegenstand gesehen hat; er wird jeden, der ihn des Irrthums

bezüchtigt, damit abweisen, daß er sagt: was ich weiß, ist wahr, denn ich sehe es ein.

Glauben Sie nicht, daß ich hiemit allen Träumereien Thür und Thor öffne, und aller Geisterseherei das Wort rede. Ich baue die Wahrheit nicht auf dunkle Ahnungen, nicht auf trügliche Empfindungen, sondern auf Überzeugung, die aus Einsicht hervorgeht, und zum Bürgen das Gefühl der Gewißheit hat; ich gründe sie auf Vernunft, die in allen Menschen nur Eine ist, auf Anschauung, die unmittelbar, und nicht durch eine Schlußreihe erkennt, auf Bewußtseyn, das von sich und seiner Erkenntniß Rechenschaft zu geben weiß. Das alles findet bei dem Schwärmer nicht statt. Zwar ist er auch von seinen Meynungen überzeugt, und ihnen oft bis zum Tode getreu, aber sie ruhen nicht auf der Grundlage des klaren Bewußtseyns, sondern auf Empfindungen, die dunkel in ihm vorüberstreichen wie Träume eines Morgenschlummers; zwar thut er oft lichte Blicke in das Wesen der Dinge, aber

sie sind einzeln, und verbinden sich nie innerlich zu einem Ganzen der Erkenntniß.

Ich habe einigemal das Wort Vernunftanschauung gebraucht, und bin Ihnen hierüber eine Erklärung schuldig, die ich geben will, so gut ich vermag, und so viel es ein Gegenstand, den man nicht mit Händen greiffen kann, verstattet. Sie wissen ohne Zweifel, was sinnliches Anschauen ist, da Sie diese Verrichtung täglich hundert und tausendmal immer wieder aufs Neue vornehmen. Aber Sie haben vielleicht nie daran gedacht, sich zum Bewußtseyn zu bringen, was dabei vorgeht. Zu jeder sinnlichen Anschauung gehört ein Gegenstand, der ausser Ihnen, und eine Vorstellung des Gegenstandes, die in Ihnen vorhanden ist. Der Gegenstand und seine Vorstellung, das Ding und sein geistiges Abbild wird in dem Augenblick des Anschauens von Ihnen nicht als Zwei unterschieden, sondern als Eins gesezt; Ihre vorstellende Kraft ist in den Gegenstand ganz verlohren, und in ihn verschmolzen. Erst hinternach, nicht aber wäh-

rend des ungetheilten Actes selbst, unterscheiden Sie das Ding von seiner Vorstellung, und werden sich beider als eines verschiedenen Zwei bewußt. Dieses gänzliche Nichtunterscheiden, dieses ungetheilte Einesseyn des Vorstellenden und des Vorgestellten ist das, was man Anschauung nennt, ein Wort, das zwar nur auf den Sinn des Gesichts sich bezieht, dessen Bedeutung aber auf gleiche Weise von jeder sinnlichen Wahrnehmung, des Ohrs z. B. gilt. So gewiß es ist, daß Anschauung das Ursprüngliche ist, daß wir nur durch Anschauung von körperlichen Dingen Kunde haben, eben so gewiß ist, daß der Geist wieder trennt, was in der Anschauung vereint war, d. h. daß er die Dinge von den Vorstellungen, und diese von jenen unterscheidet, und daß er mit Bewußtseyn diesen Unterschied macht, daß er dann diese Vorstellungen für sich nimmt, sie weiter verbindet, und abermals trennt, und mit ihnen nicht anders verfährt, als der Rechenmeister mit den Zahlen auf seiner Tafel. Dieses trennende Vermögen

heißt Verstand; durch seinen Besiz ist der Mensch zuerst über das Thier erhoben, das nur Anschauung hat; sein eigentliches Wesen ist die Kraft, seiner selbst sich bewußt zu werden, die alle geistigen Verrichtungen begleitet. Ein Mensch, der das Unglück hätte, keinen Unterschied mehr zwischen seinen Vorstellungen und den Dingen ausser ihm machen zu können, und erstere für leztere hielte, hätte den Verstand verlohren, und gehörte ins Tollhaus. Ein Mensch, der nur zuweilen, und nur gewisse Vorstellungen nicht von ihren äussern Gegenständen unterscheidet, ist verrükt, und der, welcher zwar dieses Unterschiedes sich wohl bewußt ist, aber schwer sie unter sich verbindet, schwer mit ihnen weiter verfahren, sie prüfen, ordnen ꝛc. kann, der überhaupt keine Fertigkeit im Rechnen mit Begriffen besizt, heißt blödsinnig.

Was ich von der sinnlichen Anschauung sage, dasselbe gilt auch von der Vernunftanschauung, sie ist völliges Ununterschiedenseyn, gänzliche Einheit eines Vorstellen-

den und eines Vorgestellten, eines Gegenstandes und seines Abbildes, nur, — und dieses nur ist sehr wichtig — daß hier der Gegenstand kein sinnlicher, sondern ein übersinnlicher ist, nur — und dieses nur ist noch wichtiger — daß man nicht durch allmäliges Veredeln einer sinnlichen Vorstellung, überhaupt nicht durch Steigerung, die Staffeln heissen Begriffe, Urtheile oder Schlüsse, in die Gegend der Vernunftanschauung gelangen kann. Der gemeine Sprachgebrauch vermengt die Ausdrücke, Verstand und Vernunft miteinander, und sezt den einen für den andern, sie sind aber in ihrer Bedeutung sehr, und nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach, verschieden. Vernunft nemlich ist nicht das Vermögen zu urtheilen, zu schließen, sondern das Vermögen, ein Unbedingtes, ein Schrankenloses, Ewiges, oder mit welchem andern Namen Sie das Namenlose nennen wollen, zu erkennen, denn sie ist selbst ein Unbedingtes, Ewiges, Göttliches, ein Strahl aus dem Lichtmeer der Gottheit, der sich in

uns

uns gesenkt hat, unser irdisches Daseyn zu erhellen. Die Erkenntnisse der Vernunft sind allgemein, unmittelbar, wahr, betreffen jederzeit ein Unwandelbares, das nicht von Zeit, Raum, Nation, Klima, Cultur u. s. w. abhängt; gehen jederzeit nicht auf die Gestalt, sondern auf das Wesen der Dinge. Bei der Vernunftanschauung findet also kein Innen und Aussen statt, es ist die Vernunft, die sich selbst betrachtet, die ihr eigener Gegenstand wird, Vorstellendes und Vorgestelltes sind dasselbe Wesen. Die Seele ist während der Anschauung in sich selbst verloren, beschaut ihr eigenes Wesen, und erst wann die unmittelbare Anschauung vorüber ist, wird sie gewahr, daß das Vorgestellte sie selbst war, und unterscheidet sich wieder von ihrer Idee, denn so wollen wir das in der Vernunftanschauung Vorgestellte nennen. Jede Idee ist daher ein Ausspruch der Vernunft über sich selbst, oder Etwas, wodurch das Unbedingte von dem Unbedingten Kunde gibt, und man kann deßwegen die Vernunft auch

das Vermögen der Ideen nennen. Diese Kraft der Vernunft, sich selbst Objekt zu werden, die Thatsache, daß das Erkennende in das Erkannte, und dieses in jenes umgewandelt wird, ist ein Wunder vor unsern Augen, von dem wir uns, weil es Thatsache ist, überzeugen können und müssen, das zu begreifen aber vergeblich ist. Hier ist die Tiefe, in die wir schwindelnd hinabsehen, deren Boden undurchdringliches Dunkel umhüllt. Selbsterkenntniß ist daher Anfang und Ende aller Philosophie, und Kant hatte ganz Recht, daß er sein Bemühen mit einer Untersuchung der menschlichen Erkenntnißvermögen begann, ob er gleich nicht hätte sollen hiebei stehen bleiben, und wohl auch nicht stehen geblieben wäre, wenn das Alter ihn nicht übereilt hätte, bevor der Bau vollendet war.

Indem ich diesen Brief überlese, merke ich, daß ich Ihnen viel zu denken gegeben habe, und um Sie nicht zu überladen, bre-

che ich ab. Versuchen Sie es, steigen Sie in den Abgrund Ihres eigenen Selbst hinab; hier oder nirgend ist das Räthsel zu lösen, wenn es zu lösen ist. Redlichkeit begleite Sie auf Ihrem Gange, und ruhige Überlegung sei die Leüchte, die Ihnen das Dunkel erhelle. Der Gewinn, den Sie zurükbringen, wird groß seyn, groß selbst alsdann, wenn Sie finden sollten, daß irgend wo ein Punkt ist, über den hinaus kein menschliches Wissen mehr möglich ist. Denn einzusehen, wo alles Einsehen aufhöre, ist auch eine Einsicht, die ihren Werth hat.

Sechster Brief.

Gerne willfahre ich Ihrem Verlangen, über den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft, Begriff und Idee mich in einem besondern Briefe zu erklären, ob ich gleich nichts Wesentliches werde hinzuthun können, das nicht schon in meinem vorigen berührt wäre. Ich will aber den Unterschied beider nicht sowohl wie ein Resultat meines eigenen Denkens vor Sie hinstellen, als vielmehr Sie anleiten, ihn selbst zu machen.

Ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Ihre Seele, in sich selbst verlohren, alles Äussere um sie her eine Zeitlang vergessend, ihre ganze Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand richtend, einen großen Gedanken erzeugte und verfolgte, der zum Inhalt nichts Sichtbares, sondern das hatte, was nicht entsteht und vergeht, was allem Entstehen und Vergehen Widerstand leistet, und Etwas Ursprüngliches, Allgemeines, Verhältnisloses ist? Das, was Ihre Seele in

diesem Falle dachte, oder, wie man wegen der Ähnlichkeit des irdischen Anschauens, sich auch ausdrücken kann, schaute, war eine Idee, und die dabei geäusserte Thätigkeit Ihres geistigen Wesens nennen wir, um sie von einer andern Thätigkeit zu unterscheiden, Vernunft, und sagen mit Recht, daß während dieser Verrichtung die Vernunft sich selbst Gegenstand der Betrachtung wird; denn kein Wesen kann etwas anders, als sein Gleichartiges erkennen, und keines hat je vermocht, anders als nach seinem Seyn zu schauen. So vernimmt der irdische fünffache Sinn die Gestalten, die Veränderungen und Abstufungen, die zahllosen Besonderheiten, kurz die Vielheit der Dinge; er ist der Sinn für die Welt. Die Vernunft hingegen vernimmt das Eine, was jenem Vielen zu Grunde liegt, und in jedem Besondern sich findet, was sie alle hält und trägt, das Eine, was das Ganze umspannt und in sich faßt; sie ist der Sinn für den Himmel.

Sinnliche Anschauung und Vernunftanschauung sind die äussersten Enden, zwischen

welchen alles menschliche Erkennen schwebt, jene gibt uns Kunde und Gewißheit vom Sichtbaren, von einer Menge verschiedener Körper ausser uns, auf die wir wirken, die wir verändern, zersetzen, und handhaben können; diese gibt uns Kunde und Gewißheit vom Unsichtbaren, von Einem Wesentlichen, das sich gleich bleibt, das wir nicht zu ändern und aufzuheben vermögen. Jeder Gedanke also, der an dem Vielen das Wesen faßt, der das Viele im Einen, was allen zukommt, begreift, ist eine Idee, z. B. Menschheit, gedacht nicht nur als die Gesammtheit aller menschlichen Individuen, die je gelebt haben, leben, und noch leben werden, — denn das wäre der Begriff, von dem wir nachher reden werden — sondern gedacht als ein geschlossenes Ganzes, das auf sich selber ruht, das nicht bei jeder Veränderung im Einzelnen auch in seinem Wesen eine Veränderung leidet, das vielmehr jede mögliche Veränderung des Einzelnen und Besondern schon in sich schließt, kurz, gedacht als das Menschliche, das Eine und

Allgemeine der Menschennatur, welches alle möglichen Ansichten und Einsichten, Gedanken und Gefühle, Worte und Werke, die nur je aus und in eines Menschen Kopf und Herz kommen können, befaßt.

Das Wort Idee stammt bekanntlich aus dem Griechischen, und heißt, nach seiner Ableitung von ἰδειν, Bild. Bei Plato sind Ideen die ewigen Urbilder alles Geschaffenen, das Wesen jedes Dings; doch gebraucht er auch zuweilen das Wort ἰδεα da, wo von der Einheit gewisser Vorstellungen unter einen Begriff die Rede ist. Es versteht sich, daß sein Ansehen uns nicht hindern darf, den aus seiner Sprache geborgten Ausdruk in unserm angegebenen Sinn zu gebrauchen; und obgleich auch unsere Umgangs- und Büchersprache sehr oft Idee für Begriff oder Gedanke überhaupt nimmt, so ziemt es doch uns, den Unterschied in der Sache dadurch festzuhalten, daß wir ihn mit 2 verschiedenen Worten bezeichnen.

Genau genommen, hat die Vernunft nur Eine Idee, die aber so reich, so allumfassend und fruchtbar ist, daß aus ihr allein eine ganze Welt von Ideen sich entwickelt. Diese ist: die Idee Gott. Vernunfterkenntniß ist mithin Gotteserkenntniß, oder Erkenntniß des ewig Einen, des unwandelbar Beständigen, des Seyns schlechthin. Alle andern Ideen sprossen aus dieser einzigen Idee als ihrem Keim, sind in ihr unmittelbar enthalten, und bedürfen nur zum Bewußtseyn zu gelangen, und in den Leib des Wortes sich zu verkleiden, um als besondere Ideen zu erscheinen, zum Beispiel: die Ideen Freiheit, Güte, Schönheit, Wahrheit, u. dgl. Hieraus wird auch klar, daß jede Idee ihre Wirklichkeit in sich hat; sie ist nicht etwa ein Gedankending, dem kein wirkliches Seyn entspräche, kein Hirngespinnst, das die Phantasie zum Scherz sich erdichtet, sie ist vielmehr das Allerwirklichste, und eben deßwegen das Allergewissesste, welches nicht von Aussen durch sinnliche Wahrnehmung in uns hineinkommend,

sondern von innen stammend aller Erkenntniß der Sinne erst ihren Halt, ihren wahren Werth giebt. Sie kennen des Dichters Spruch:

Drei Worte nenn' ich euch, innhaltschwer;
Sie gehen von Munde zu Munde.
Doch stammen sie nicht von Aussenher,
Das Herz nur giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Diese drei Worte sind: Gott, Freiheit, Tugend. Und selbst diese sagen im Grunde das Nemliche aus, wie jedem begreiflich gemacht werden kann, der nur überhaupt Sinn für Ideen hat, denn nur in und durch Gott ist Freiheit, und tugendhaft vermag der Mensch nur zu seyn, der seine Gottähnlichkeit erkennt, fühlt oder ahnet.

Also giebt es gar keine falsche Idee? Also ist im Reiche der Vernunft gar kein Irrthum möglich? — Eigentlich nicht; an einer jeden als Satz ausgesprochenen Idee ist jedesmal das, was an ihm wirkliche Idee ist, wahr, und von dem Gefühle der

Gewißheit begleitet; die Vernunft trügt so wenig als der Sinn, beide nehmen unmittelbar wahr, weil ihre Wahrnehmung Anschauung ist. Aber zwei Fälle sind hiebei wohl zu beachten; der eine, daß jede Idee nur dem wahr ist, der sie in eigner Vernunftanschauung erzeugt, und aus sich hervorgebracht hat, nicht aber dem, der sie, ihm fremd, von Aussen vernimmt, hört oder liest; dieser lezte wird über ihre Wahrheit so lange im Zweifel seyn, oder sie ganz verwerfen, bis er sie selbst geschaut hat. Daher läßt sich über Wahrheit im Gebiete der Vernunft nicht rechten, daher läßt sich Wahrheit nicht beweisen, nicht herleiten, daher werden alle Versuche das Daseyn Gottes z. B. oder die Schönheit der Tugend, zu demonstriren, mislingen, denn nur dem, der hat, kann gegeben werden. Es verhält sich ja mit der sinnlichen Erkenntniß nicht anders; komm und siehe! ist das einzige, was ich dem entgegensetzen kann, der nicht glauben will, was ich bei hellem Tage mit leiblichem Auge gesehen

habe. Der andere Fall ist der, daß der Verstand die Ideen so gut als die Vorstellungen, wozu die sinnliche Anschauung den Stoff liefert, unter einander in Verhältnisse sezt; und dieser Verstand kann irren.

Verstand nemlich ist das Vermögen, welches zwischen Vernunft und Sinn in der Mitte steht. Vernunft und Sinn liefern ein durch unmittelbare Anschauung Gegebenes, ein Gewisses, sie geben unserer Erkenntniß Stoff und Inhalt. Der Verstand hingegen verfährt mit diesem Gegebenen auf seine Weise, ohne jemals den Stoff der Erkenntniß zu vermehren. Diese seine Weise aber besteht im Verbinden und Trennen; jenes ist ein Zusammenfügen mehrerer Theilvorstellungen zu einer Einheit, Begriff genannt, dieses ist ein Absondern ungleichartiger Vorstellungen mit Wahl und Willkühr, und heißt Abstraction. Der Verstand ist also das Vermögen der Begriffe und der Abstraction, und weil er gleichsam die klare Fläche vorstellt, auf der die Strahlen der Erkenntniß gebrochen,

und mannigfach umgewandelt werden, so nennt man ihn auch das Vermögen der Reflexion. Sein eigentliches Geschäft ist Denken; weder die Vernunft, noch der Sinn denkt, sondern sie nehmen wahr. Das Wahrgenommene tritt aber sogleich in den Kreis des Verstandes ein, das heißt, es wird Gedanke, was vorher Anschauung, es wird ein von dem Vorstellenden bestimmt Unterschiedenes, was vorher ein Ununterschiedenes war. Der Verstand also, nicht die Vernunft, ist es, welcher urtheilt und schließt, welcher nach innern Gesetzen zahllose Verhältnisse zwischen den Vorstellungen sezt, welcher das Besondere in eine Allgemeinheit verbindet, welcher von gewissen Merkmalen, die eine Anschauung giebt, willkührlich wegzusehen, und andere dagegen aufzunehmen im Stande ist, welcher nie ruhend, stets thätig, das gesammte geistige Seyn des Menschen begleitet, durch welchen, als einen wahren Mittler, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren in Berührung tritt, durch welchen wechselsweise die

ewige Einheit der Idee, dadurch daß ich sie denke, in die Zeit herabsteigt, und die Vielheit einer Welt von Dingen mit der Einheit der ihr entsprechenden Idee sich vergesellschaftet.

Ich kann deßwegen nicht in den Modeton derjenigen einstimmen, welche den Verstand so tief herabsetzen, als wäre er ein Ding, das zu gebrauchen ein vernünftiger Mann sich schämen müßte; er ist das Vermögen zu denken, und nur denken fördert unsere Einsicht und Erkenntniß. Ich kann aber auch nicht loben, daß andere, ganz im Kreise des Verstandes sich bewegend, denselben zu einem schaffenden Vermögen machen, und sich in ihren Abstractionen und Reflexionen so geberden, daß man wahrhaft versucht ist, zu glauben, sie hätten keine Vernunft. Der Verstand ist ein vortreffliches Vermögen in allen Dingen, wo es auf Verhältnisse und Beziehungen des Lebens und Wirkens ankommt, aber in der Wissenschaft spielt er die Rolle eines

Haushalters, welcher, was der Herr giebt, nur vertheilt und ordnet.

Das Bilden der Begriffe besteht in dem Verfahren, welches man Abstrahiren nennt, und jeder Begriff ist folglich ein Abstractum, das als solches nirgends existirt, d. i. dem kein Besonderes, in sinnlicher Anschauung Gegebenes, entspricht, z. B. Laster. Ich sehe, höre, kenne lasterhafte Menschen, aber kein Laster; dieser Begriff entsteht mir erst, wenn ich die Merkmale, welche das Lasterhafte bezeichnen, besonders und getrennt von dem Menschen A. B. C. auffasse, und in eine Einheit verbinde. Diese Einheit heißt eben Begriff. Mit diesen Begriffen kann ich wieder als mit Merkmalen verfahren, und sie, gesondert von ihrem Inhalt, abermals unter eine höhere Einheit bringen, z. B. Käfer, Insekt, Thier, — Drama, Gedicht, Kunstwerk; aber nie werde ich durch Steigerung eine Idee finden, nie wird durch Begriffe eine unmittelbare Wahrnehmung erzeugt, nie sind daher Begriffe das durch sich selbst Wahre, sie sind

nur wahr unter Voraussetzung des durch Anschauung Gegebenen. Es ist also falsch, wenn mancher glaubt, die Erkenntniß fange bei den Sinnen an, gehe von da durch den Verstand, und endige in der Vernunft, als dem Vermögen des Allgemeinen. Dieser Irrthum entspringt aus der Täuschung, als wäre ein Begriff von Begriffen schon eine Idee, da doch diese nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach von jenem unterschieden ist. Zum Ewigen führt weder Brücke noch Leiter, es wird nicht gefunden durch Steigerung; nicht ausgemittelt durch einen Syllogismus; es ist, und kündet laut sich an — in der Vernunft.

Ich habe vorhin die Idee Menschheit deutlich zu machen gesucht, und beiläufig geäussert, daß Menschheit auch ein Begriff seyn könne; dieser Begriff entsteht, wenn ich von allem äussern Unterschied, den Gestalt, Farbe, Alter, Klima, Nation unter den Menschen sezt, wegsehe, und die noch bleibenden Merkmale, der aufrechten Stellung, des Verstandes, der Sprache rc. zur

Einheit verbinde. In diesem Sinne ist Menschheit so viel als das menschliche Geschlecht; die Gattung lebender Naturwesen, die sich vom Thier durch die bekannten Merkmale unterscheidet. Alles, was mich, Sie, und Jenen, zu einem besondern Menschen macht, ist weggelassen, und dagegen das Allgemeine, was annoch bleibt, zusammengefaßt. In jedem Menschen, den ich durch sinnliche Anschauung wahrnehme, ist die Idee der Menschheit ausgedrükt, weil jeder Theil nimmt an dem Wesen, das die Idee aussagt, aber nicht umgekehrt; in jedem Menschen ist der Begriff des menschlichen Geschlechts dargestellt, wohl aber kann ich sagen: jeder Mensch ist unter dem Begriff der Gattung lebender Wesen die Mensch heißt, mitbegriffen. Jeder sinnlichen Anschauung entspricht eine Vernunftanschauung, weil jede Vielheit gebunden ist durch Einheit; die sinnliche Anschauung wird das Individuum gewahr, der Begriff die Gattung, die Idee das Wesen. Durch den äussern Sinn finden

wir die Welt, durch den Verstand die Ursachen und Wirkungen in der Welt, durch die Vernunft Gott. Daher ist in Beziehung auf Religion der äussere Sinn Polytheist, der Verstand Atheist, die Vernunft Monotheist. In Beziehung auf Wissenschaftlichkeit giebt der Sinn Erfahrung, und ist empirisch, der Verstand die Gesetze der Erfahrung, und ist logisch, die Vernunft allein Wissenschaft, und ist systematisch. In Bezug auf Moralität ist der Sinn dem Eindruk dahingegeben, und flatterhaft, leichtsinnig, der Verstand die Folgen überlegend und berechnend, und also klug, die Vernunft Tugend um ihrer selbst willen ausübend, und folglich allein gut. In Absicht auf Kunst ist die Vernunft frei aus sich entwerffend, schaffend, der Verstand nach Regeln ordnend und arbeitend, der Sinn aber das Gewordene geniessend.

Doch, müde bin ich, Sinn, Verstand und Vernunft einander gegenüberzustellen, müde, länger das Feld abzustecken, auf welchem jedes sich anbauet, und zu thun,

als wäre der lebendige Geist eine Fabrik, wo in besondern Gemächern abgesonderte Geschäfte getrieben werden, oder als wären Vernunft, Verstand und Sinn Dämonen, deren jeder seine eigene abgeschlossene Behausung in unserm Kopf inne hätte, und die gegenseitig sich nekten. Es sind viele Vermögen, und Namen von Vermögen, Verstand und Wille, Vernunft und Sinn, Gedächtniß und Phantasie; aber es ist Eine unbegreifliche Urkraft, die da in uns wirket Alles, Wollen und Vollbringen. Sie heißt Seele. Es ist eine und dieselbe Seele, welche Äusseres und Inneres wahrnimmt, welche denkt und handelt, urtheilt und anschaut, welche verbindet, um wieder zu trennen, und ewig trennt, um wieder zu verbinden. Es ist eine und dieselbe menschliche Seele, welche bei einer unendlichen Vielheit von Ideen, Begriffen und Anschauungen doch ewiglich Eines ist, und hinwieder aus dieser Einheit ewiglich herausgeht, um in einer Mannigfaltigkeit von Gedanken, Gefühlen und Anschauun-

gen sich kund zu thun. Es ist eine und dieselbe menschliche Seele, welche heute, auf Schwingen der Andacht gehoben, Gottähnlichkeit fühlt, und morgen, von zeitlichem Vortheil geblendet, — dem Teufel eine Wachskerze aufstekt.

Der Mensch ist das wandelnde Problem aller Philosophie, jeder seiner Gedanken ist ein erneuertes Wunder. Ich ist in allen Sprachen ein kleines Wörtchen, und welch große Sache spricht es aus! In jedem Ich ist das All enthalten, Endliches und Unendliches, Geist und Leib. Ein Spiegel ist, ein Abbild die Seele des Menschen von dem unbegreiflichen Wesen, das wir nicht erkennen, nur anerkennen und in Demuth verehren; aber kein Spiegel, der einen wesenlosen Schatten zeigt, kein Abbild, dem Leben und Seyn gebricht, sondern ein Abbild vom Urbilde selbst geschaffen und seines Geschlechts. Nennen Sie das Urbild mit welchem Namen Sie wollen; Namen sind Schall und Rauch. Es

ist; laut kündet es sein Daseyn an im Strohhalm, womit Vanini's Scheiterhaufen angezündet wurde, wie in der Denkkraft, womit der kühne Spinoza sein System erbaute.

Durchwebt von dessen Odem, der ewig lebt,
Von dessen Glut entzündet, der nie erlischt,
Entbrennt die Seele, schwingt den Fittig,
Steiget in nimmererflogene Höhen,
Und strebet mühsam aufwärts zum Throne deß,
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus sang,
Den keine Schranke grenzt, noch enget,
Nicht des Beginns noch des Endes Schranke.

Siebenter Brief.

Ich habe Sie lange auf einen Brief von mir warten lassen. Die Ursache dieser Verzögerung lag mehr in als ausser mir. Eine gewisse Faulheit, die es bequemer findet, zu empfangen als zu geben, hatte sich meiner bemeistert, und ich mußte Gewalt brauchen, sie auszutreiben. Offenherzig gesprochen, war auch das, was Sie zulezt in Anregung brachten, und worüber Sie, wie Sie gütig sich ausdrücken, meine Belehrung wünschen, wenig geeignet, mich zum Schreiben anzureitzen, weil die Untersuchung mit dem Bekenntniß endigen dürfte, daß wir nichts wissen, und Sie die Erfahrung bereits haben machen können, wie selten es geschieht, und wenn es geschieht, wie sauer es Männer eines gewissen Standes ankommt, zu sagen, daß sie nichts wissen. Wirft nicht der Teufel das dem Faust, als dieser Bedenken trug, eine ge-

meine Lüge zu begehen, mit bittern Worten vor:

Ist es das erstemal in eurem Leben,
Daß ihr falsch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definizionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht ins Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es g'rad gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewußt?

Doch ernsthaft von einer ernsthaften Sache. Ich wundere mich eben nicht, daß Sie bei Ihrem Denken jezt schon auf die Ideen der Nothwendigkeit und Freiheit stoßen, und daß Sie jener mehr als dieser gewogen zu seyn scheinen. Denn in der That kann der denkende Geist in dem Gebiete der Wahrheit kaum einen Schritt thun, ohne diesen Ideen zu begegnen, und die Beobachtung der Vergangenheit sowohl als der Gegenwart, die Erfahrung aller Zeiten, Natur und Geschichte predigen laut,

daß alles was ist und geschieht, ewigen, unveränderlichen Gesetzen gehorcht. Innere Gesetzmäsigkeit aber ist Nothwendigkeit. In der Welt giebt es keinen Zufall; was der beschränkte Verstand des Menschen also nennt, ist eine kleine Begebenheit, die ihm unerwartet kommt, deren bestimmte Ursache er nicht voraussah, — und wie wenig sieht der Mensch voraus? — nicht aber, als hätte sie keine Ursache, als erfolgte sie nicht nach einem innern Gesetz, was sich ja gar nicht denken läßt.

Dagegen hat die Idee der Freiheit so viele Schwierigkeiten, ihr scheint die ganze Welt der Erfahrung, alles was wir von den Dingen mit Sicherheit wissen, so sehr zu widerstreiten, sie läßt sich auf dem Wege gewöhnlicher Beweise so wenig beweisen, daß es ganz natürlich zugeht, wenn scharfsinnige Denker, die aber ihren Blik mehr nach aussen als nach innen kehren, und sich der Ordnung ihres Verfahrens bewußt sind, sie läugnen. Die Lösung der Aufgabe, ob Freiheit sei, und wie sie sich

zur Nothwendigkeit verhalte, ist eine der schwersten in der Philosophie, und ich zweifle, ob sie jemals allgemein geltend werde gelöst werden, weil die Partei derer, die in allen Erkenntnissen auf Begreiflichkeit dringen, und scharfe Erweise fordern schwerlich je mit der sich einverstehen wird, die, der Untrüglichkeit ihres Gefühls auch etwas zutrauend, und auf die Aussprüche des Gottes in uns achtend, mit Hamlet etwa glauben, es gebe Ding' im Himmel und auf Erden, die unsre Schulweisheit übersteigen. Solche Dinge muß jeder, dem daran gelegen ist, mit sich selbst ausmachen. Weit bin ich entfernt, auch nur leise zu denken, daß meine Lösung der Aufgabe für alle Köpfe gelten werde, ob ich gleich überzeugt bin, daß das unmittelbare Gefühl, worauf ich die Freiheit gründe, ein allgemeines Erbtheil der Menschen Natur ist, und in einen klaren Begriff übersetzt werden kann, von dem jeder sich selbst Rechenschaft zu geben vermag. Was ich Ihnen also izt und immer sagen werde, bitte

ich nicht als Sätze anzusehen, die auf Treu' und Glauben angenommen werden müssen, sondern als Versuche eines Mannes, der über wichtige Gegenstände mit sich selbst zu Rathe geht und ins Reine zu kommen strebt, und diese Versuche Ihnen vorlegt in der Hoffnung, daß der Weg, den er gieng, auch für Sie und Andere Raum genug habe.

Nach dieser kurzen Vor- und Schutzrede lassen Sie mich anfangen, Ihnen folgenden Fall zu erzählen: Ein Mann hatte ein ihm anvertrautes fremdes Gut von großem Werth in Händen, dessen Eigenthümer plözlich verstorben ist, ohne daß seine Erben von jenem Gut wußten, noch je etwas davon erfahren konnten. Der Mann gerieth ohne sein Verschulden in gänzlichen Verfall seiner Glücksumstände, hat eine zahlreiche von Mangel darnieder gedrükte Familie, deren Noth ihm sehr zu Herzen geht, aus der er sich aber augenbliklich ziehen könnte, wenn er jenes Pfand sich zueignete. Die Erben des Verstorbenen hingegen sind reich, üppig und verschwenderisch, dabei lieblos

und kalt, sie werden dem Überbringer des Pfandes nicht einmal danken, so daß dieser Zusatz zu ihrem Vermögen wenig Werth in ihren Augen hat, und es eben so gut wäre, ihn lieber gleich ins Meer zu werfen. — Nun fragt sich's, was soll der Mann thun? „er soll das anvertraute Gut herausgeben,“ recht, aber er könnte sich und seine Familie durch Zueignung desselben retten! „thut nichts, er soll es herausgeben,“ recht, aber die Erben werden ihn nicht einmal für seine Ehrlichkeit belohnen? sie werden unnütz ein Geld verschwenden, wovon er sich und die Seinigen glüklich machen könnte? „thut nichts, er soll es herausgeben, er soll sich nicht in ein Gewirr von Gründen und Gegengründen verwickeln, er soll nicht einmal die Vortheile überschlagen, die aus der Unterschlagung des Pfandes für seinen äussern Zustand entspringen würden, er soll vielmehr unbedingt der innern Stimme gehorchen, die ihn unzweideutig zurükgeben heißt, was nicht sein ist.“ Aber vermag er das?

kann er das? er ist ein Mensch, und hat Ansprüche darauf, daß nicht mehr von ihm gefordert wird, als was er, vermöge der innern Anlage seiner Natur, und des Einflusses äusserer Umstände auf ihn, zu leisten im Stande ist? „Er kann das, er kann es eben vermöge der innern ursprünglichen Anlage seiner Natur; äussere Umstände können ihn niemals nöthigen, dem was er als Pflicht erkannt hat, zuwider zu handeln, können ihm höchstens die Befolgung derselben erschweren." Aber wie wenige möchten gefunden werden, die unter solchen Umständen ein anvertrautes Gut, das sie sicher behalten können, zurükgeben, und woher wissen Sie, daß er es kann, müssen wir nicht ihn selbst vorher vernehmen, und die Erziehung, den Grad der Bildung, das Temperament, den Umgang, und hundert andere Dinge, die den Menschen zu dem machen, was er ist, an ihm auszuforschen suchen? „mit nichten, ich weiß es zum voraus, weiß durch mein unmittelbares Gefühl, daß er es kann, troz aller

Beispiele ungerechter Handlungen bin ich doch gewiß, daß jeder Mensch, wie auch seine Erziehung, der Grad seiner Bildung, die Mischung seines Bluts beschaffen seyn mag, dieses Gefühl als eine innere Stimme, als eine Richtschnur seiner Handlungen in sich hat. — Gut, mein Freund, ich bin mit Ihnen einverstanden. Ja, der Mensch kann, was seine innere Stimme sagt, daß er soll. Er ist sich eines Vermögens bewußt, in jedem gegebenen Fall, unter allen Umständen, unabhängig von der Gewalt äusserer Umstände, das Rechte denken, wollen, ausüben zu können; und das Bewüßtseyn dieses Vermögens nenne ich — Freiheit. Sie ist eine Idee, die unmittelbar aus Vernunftanschauung entspringt, ein Etwas, wodurch sich die Vernunft über sich selbst kund giebt, eine innere Erfahrung; die den Menschen, der auf sie achtet, erhebt und bis zur Begeisterung belebt, die ihn die Tiefe seines Wesens schauen, und einen Blick auf die Größe und Erhabenheit seiner Bestimmung thun läßt.

Man mag nun diese Idee der Freiheit beschreiben als das Vermögen, sich selbst zu bestimmen, oder als das Vermögen, eine Reihe Wirkungen durch sich selbst anzufangen, oder als die Kraft von sich selbst thätig zu seyn, oder wie man sonst immer will; genug, sie ist vorhanden, sie ist die Vernunft selbst, sie ist im weitesten Sinne die sich bewußtseyende Kraft des Menschen, die höchsten Ideen des schlechthin Guten, Wahren und Schönen aus sich selbst zu erzeugen, sie im Leben und Wirken darzustellen, die Dinge seiner Ansicht zu unterwerfen, und durch seine Ansicht über sie zu herrschen. Diese Freiheit ist aber nicht Willkühr, nicht Gesetzlosigkeit, sie ist vielmehr, so widersprechend dieß auch klingt, das strengste Gesetz, durch welches der Mensch an eine innere Ordnung gebunden wird, die er nie ungestraft übertritt. Auf diese innere Ordnung ist im Weltganzen gerechnet. Ich kenne keine wilde Gesetzlosigkeit, eine solche läßt sich nicht denken. Die ganze Natur strebt, ihrer selbst unbewußt, das

Gute, Wahre und Schöne ins Werk zu richten, im Menschen kommt dieses Streben zum Bewußtseyn, und er wirkt nun wieder rükwärts auf die blinde, bewußtlose, und wird dadurch ihr Herr.

Fragt mich nun jemand, von wannen diese Freiheit dem Menschen komme, so weiß ich ihm nichts anderes zu antworten, als sie kommt von dem, der dem Menschen die Vernunft gab, von dem, der selbst die freieste Freiheit, und doch zugleich in seinen Wirkungen die strengste Gesezmässigkeit ist. Freilich ist mit dieser Antwort nichts erklärt, aber sie soll auch nichts erklären, weil das Wort der Frage, die Freiheit, ein Geheimniß von nicht minderer Art ist, als das Daseyn der Dinge. Niemand zweifelt im Ernste an dem leztern, weil es sich ihm in jedem Augenblicke seines Lebens aufdringt, aber Niemand, daferne er nur überhaupt verstanden hat, wovon die Rede ist, kann auch an dem Daseyn der erstern zweifeln, weil sie sich ihm ebenfalls wider seinen Willen ankündiget. Sie kann nicht widerlegt werden, weil Wi-

verlegen nur die Geschiklichkeit der Gelehrten ist, einander ihr Nichtwissen vorzurücken. Was aber auf einer Thatsache des Bewußtseyns beruht, ist durch sich selbst gewiß. Daran sollte uns genug seyn, denn das Unbegreifliche begreifen, heißt das Weltall mit dem Ellenstabe messen wollen. Ein solches Beginnen führt entweder zum Unglauben oder zur Schwärmerei. Jedes einzelne Ding, jeder unbedeutende Stein, auf den ich trete, hat eine Seite, von welcher er unbegreiflich ist, die seines Seyns; alles wissenschaftliche Erklären betrifft nur Verhältnisse in Zeit und Raum, und muß am Ende bei einem lezten Grunde stehen bleiben, der nicht weiter zu erklären ist. Der menschliche Geist findet in Natur und Geschichte die Gesetze auf, nach welchen Dinge und Handlungen wirken, zusammenhangen und sich trennen, aber das ist auch Alles, und für uns mehr als genug. Auch der Mensch hat die Regel seines Wesens, das Gesetz seines Handelns in sich, und kann es weder ändern noch abläugnen, noch aufheben, noch unkräftig ma-

chen; aber übertreten kann er es in einem gegebenen Fall, übertreten zum Behuf eines äussern Vortheils mit innerm Widerspruch, mit innerer Unruhe, mit stets neu andringender Forderung, es nicht mehr zu übertreten. Wer sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird seine äussere Handlung mit der innern Regel in Übereinstimmung bringen. Auf diesen wahren Vortheil, die Regel seines Wesens in seinem Wirken und Streben auszudrücken, die ihm eingeborne Idee der Freiheit in seinem Leben darzustellen, muß der Mensch aufmerksam gemacht, muß gewöhnt werden, sich dieselbe in ihrer ganzen Reinheit zu denken. Dieß ist das Geschäft der Erziehung — einer Entwiklung dessen, was im Menschen schon liegt. Dieß sollte auch Grundsatz der Moral, und des Kanzelvortrags der Geistlichen seyn. Natur und Neigung können der Freiheit nicht Gesetze geben, sie ist sich selbst ihr unwandelbares Gesetz, das jeder Mensch achten muß, dessen Übertretung jeden vor seinem eigenen Richterstuhl verwerflich und strafbar macht.

Mag man nun für diese Thatsache des Bewußtseyns einen Namen ersinnen welchen man will, so thut das nichts hinzu, Namen sind Schall und Rauch umnebelnd Himmelsglut.

Unter den Neuern gebührt Kant das Verdienst, nach langer Zeit zuerst wieder diese Thatsache des Bewußtseyns in ein helles Licht gestellt zu haben; er spricht an mehrern Orten seiner Schriften von ihr mit einer an ihm ungewohnten Wärme. Eine solche Stelle will ich Ihnen hersetzen, damit mein trokner Brief wenigstens dadurch einen Reiz erhält, daß Sie sehen, was mit innigster Überzeugung von etwas schreiben heisse.

„Jeder Mensch findet in seiner Vernunft die Idee der Pflicht, und zittert beim Anhören ihrer ehernen Stimme, wenn sich in ihm Neigungen regen, die ihn zum Ungehorsam gegen sie versuchen. Er ist überzeugt, daß, wenn auch die leztern insgesammt sich gegen jene verschwüren, die Majestät des Gesetzes sie doch alle unbedenklich überwiegen müsse, und daß sein Wille also auch dazu vermögend

sei. Alles dieses kann und muß dem Menschen, wenn gleich nicht wissenschaftlich, doch deutlich vorgestellt werden, damit er der Autorität seiner ihm gebietenden Vernunft gewiß sei. Nun stelle ich den Menschen auf, wie er sich selbst fragt: Was ist das in mir, welches macht, daß ich die innigsten Anlokkungen meiner Triebe, und alle Wünsche, die aus meiner Natur hervorgehen, einem Gesetze aufopfern kann, welches mir keinen Vortheil zum Ersatz verspricht, das ich nur um so inniglicher verehre, je strenger es gebietet, und je weniger es dafür anbietet? Diese Frage regt durch das Erstaunen über die Größe und Erhabenheit der innern Anlage im Menschen, und zugleich durch die Undurchdringlichkeit des Geheimnisses, welches sie verhüllt, die ganze Seele auf. (Denn die Antwort; es ist die Freiheit, wäre tautologisch, weil diese eben das Geheimniß selbst ausmacht.) Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten, und in sich selbst eine Macht zu bewundern, die keiner Macht der Natur

weckt. Und diese Bewunderung ist eben das aus Ideen erzeugte Gefühl, welches, wenn die Darstellung dieses Geheimnisses eine besondere oft wiederholte Beschäftigung der Lehrer ausmachte, tief in die Seele eindringen, und nicht ermangeln würde, die Menschen moralisch besser zu machen.“

Nach dieser Stelle ist es schwer noch etwas hinzu zu setzen. Von zwo Welten ist der Mensch umgeben, von der sichtbaren sinnlicher Dinge, und von der unsichtbaren der Ideen. Von jener giebt ihm Kunde der Sinn, von dieser die Vernunft. Der Verstand vermittelt beide, in seinen Kreis tritt ein, was gedacht werden kann, denn er ist selbst das Denken. Vernunft und Sinn liefern ihm unaufhörlich den Stoff ihrer Anschauungen; er verbindet und unterscheidet und urtheilt und — irrt mannigfaltig. Aus Irrthum fehlen die Menschen; wie Einer denkt, so thut er. An den Dingen entzündet sich die Flamme des Bewußtseyns; ein Bewußtseyn ohne eine Welt von

Gegenständen ist ein Widerspruch. Was nicht Bewußtseyn hat, vollbringt dennoch die Gesetze seines Wesens, und wir nennen dieses Vollbringen Nothwendigkeit; im Menschen erreicht das der Erde eingeborne Leben den höchsten Gipfel, es lodert im Bewußtseyn empor, und wir nennen dieses Bewußtseyn der ewigen Regel — Freiheit. Und darum habe ich gesagt, und sage noch einmal: Freiheit im weitesten, erhabensten Sinne ist mir die sich bewußtseyende Kraft des Menschen, die höchsten Ideen des schlechthin Guten, Wahren und Schönen aus sich selbst zu erzeugen, sie im Leben und Wirken darzustellen, die Dinge seiner Ansicht zu unterwerfen, und durch seine Ansicht über sie zu herrschen.

An di Hof & Staa

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erhardt, Simon

Volkmars Bekenntnisse und Lebensgeschichte

Nürnberg 1817

Biogr. 361 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063002-4